



Josef Haydn.

Eine Lebensgeschichte von Ernst Friedlieb.

Mit Illustrationen von Paul Thumann.

III.

„Ich bin sehr glücklich und gesund,“ — schreibt er, „arbeite fleißig und gedenke jeden Frühmorgen, wenn ich mit meiner englischen Grammatik in den

Wald spaziere, dankbar an meinen Schöpfer, an meine Familie und an alle meine in Deutschland hinterlassenen Freunde.“ —

Erst im Spätherbste kehrte Haydn nach London zurück, wo er öfters zu dem Prinzen von Wales, dem nachmaligen König Georg IV., so wie zu dessen Bruder, dem Herzog von York, später König von Hannover geladen war.

Bald darauf vernahm Haydn die Kunde von Mozarts am 5. December erfolgtem Tode, woran er aber nicht glauben wollte.

Indem er seine Sehnsucht nach der Heimath ausspricht und sagt: „Ich freue mich kindisch nach Hause und meine guten Freunde wieder zu sehn und zu umarmen,“ — fügt er hinzu: „nur bedaure ich schmerzlich, den großen Mozart zu entbehren, wenn es anders dem also, was ich nicht glauben kann und will, daß er gestorben sein sollte. Die Nachwelt bekommt nicht in hundert Jahren wieder ein solch Talent.“

Nach einem Aufenthalte von ein und einem halben Jahre in der Fremde drängte es nun Haydn gar mächtig zurück in die Heimath. Indes ließ man ihn nicht ziehn, ohne ihm das Versprechen, in zwei Jahren wiederzukommen, abzunöthigen. Salomon, der sich inzwischen von Gallini getrennt hatte, schloß einen Contract mit ihm, demzufolge er sich verpflichtete, sechs neue Symfonien zu schreiben und mitzubringen. Auch mit einigen Verlegern in London hatte er Verabredungen getroffen, die ihm wesentlichen Vortheil in Aussicht stellten. —

So kehrte denn Haydn im Juli des Jahres 1792 nach Wien zurück, reich an Ehren und, im Vergleich zu seinen früheren Verhältnissen, auch an Geld. Er brachte die Summe von 12,000 Gulden aus England mit.

Deutsche Jugend. I.

Haydn arbeitete nun unermüdlich, um allen eingegangenen Verbindlichkeiten treulich nachzukommen.

„Ich muß“, pflegte er oft zu sagen, „nicht nur darauf bedacht sein, mir selbst ein sorgenfreies Alter zu bereiten, sondern auch meinen armen Verwandten etwas zu hinterlassen. Ich habe es erfahren, was es heißt, Noth leiden.“ —

Im Frühling des Jahres 1794 machte er sich denn, — trotz vielfältiger Schwierigkeiten, die sich gegen diese Reise, besonders auch von Seiten des Fürsten Esterhazy erhoben hatten, — der zweiundsechzigjährige Meister, wieder auf den Weg.

Am 4. Februar 1794 landete er an der englischen Küste; bald darauf erhielt er die Nachricht, daß Fürst Anton Esterhazy gestorben und dessen Nachfolger, Fürst Nicolaus, ein kunstsinziger Herr, welcher auch die kostbare Esterhazy'sche Gemäldesammlung in Wien begründet, die Absicht hegte die Kapelle seines Großvaters wieder herzustellen, und deshalb Haydns Gehalt, den er hiemit zu seinem Kapellmeister ernannte, auf 2500 Gulden erhöhte.

Auch dieser zweite Aufenthalt in England bot eine reiche Ernte an Ehren und Gewinn. Wir finden den Meister nach seinen Tagebuch-Aufzeichnungen häufig am Hofe Georgs III., wo er mit der Königin musizirte, desgleichen mitwirkend an den Feierlichkeiten, welche bei der Vermählung des Thronerben mit der Prinzessin Caroline von Braunschweig (8. April 1795) stattfanden. Merkwürdigerweise erwähnt er häufig, daß er, der zweiundsechzigjährige Mann, bei Hofe und in den vornehmen Zirkeln deutsche und englische Lieder zu singen aufgefördert wurde, und dieß auch jedesmal that.

Eines Tages kam Haydn zu einem Musikalienhändler Namens Repire. Er traf den Mann, der zwölf unterförmte Kinder zu ernähren hatte, in tiefer Betrübniß und erfuhr auf seine theilnehmende Nachfrage, daß derselbe tief in Schulden gerathen sei und auf dem Punkte stehe, ins Schuldgefängniß gebracht zu werden. Haydn tröstete ihn freundlich und versprach ihm Hilfe. Alsobald setzte er sich an die

Arbeit und komponirte fünfzig schottische Lieder, welche er überbrachte. Diese fanden solchen Absatz, daß der glückliche Verleger nicht nur alle seine Schulden bezahlen konnte, sondern auch seinen Wohlthäter nöthigte, ein nicht unbedeutendes Honorar dafür anzunehmen.

Der König und die Königin wünschten nun aufs lebhafteste, Haydn für immer in England festzuhalten. Man machte ihm glänzende Anerbietungen, aber Haydn blieb unerschütterlich.

Das Dankgefühl und die Treue gegen seinen Fürsten, dem er nicht wortbrüchig werden wollte, die Sehnsucht nach der Heimath und seinen Freunden, stählten ihn gegen jede Versuchung, und so verließ er denn am 15. August 1795 das prächtige London, um sich in seinem geliebten Wien für den Rest seiner Tage ein behagliches Daheim zu gründen.

Von dem in der reichen Theresenstadt erworbenen Gewinn, welcher sich abermals auf 12000 Gulden belief, kaufte er sich ein kleines Haus mit Garten in der Vorstadt Gumpendorf bei Wien.

In der behaglichen Ruhe dieses seines kleinen Besitztums schrieb nun Haydn in seinem hohen Alter die beiden Hauptwerke, welche seinen Ruhm für alle Zeiten begründet haben, die Schöpfung und die Jahreszeiten.

Der zweiundsechzigjährige Greis arbeitete unermüdet, und schuf zuerst in der „Schöpfung“ ein Meisterwerk, welches durch die Fülle seiner Melodien, durch die jugendliche Gluth, die es durchströmt, so wie durch die vollendete Ausführung einen beispiellosen Erfolg errang.

Wie vorher England, beeilte sich nun Frankreich und voran Paris, Haydn seine Huldigungen darzubringen. Fast alle größeren Kunstinstitute von Paris, voran die der Großen Oper, wetteiferten, durch Uebersendung von goldenen Medaillen und Ehrendiplomen Haydn ihre Verehrung zu bezeigen. Das französische National-Institut für Wissenschaften und Künste und das Conservatorium für Musik ernannten ihn zu ihrem Mitgliede.

So viele Ehren und Auszeichnungen erschütterten nicht im geringsten Haydns Bescheidenheit. — Seine Antwort auf die Zuschrift einer Pariser Tonkünstler-Gesellschaft giebt ein glänzendes Zeugniß dafür.

Sein edles Gemüth war von einem so innigen Dankgefühl gegen Gott und seine Mitmenschen erfüllt, daß er von nun an den größten Theil des Ertrages seiner Werke zu wohlthätigen Zwecken bestimmte. Die Einnahmen der Concerte, welche er für die Armen Wiens, insbesondere zu Gunsten des Spitals für verarmte alte Bürger und Bürgerinnen

gab und selbst dirigirte, erreichten allein die Summe von 33169 Gulden.

In Anerkennung dieser seltenen Menschenfreundlichkeit erhielt er von dem Magistrat die zwölffache Bürger-Medaille und das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien.

Nun begann Haydn sein letztes großes Werk, „die Jahreszeiten“ — welches er in dem kurzen Zeitraum von elf Monaten vollendete, und das im Frühlinge 1801 im Fürstlich Schwarzenbergischen Palaste zu Wien, unter des Komponisten eigener Leitung zum erstenmal aufgeführt und dreimal in acht Tagen wiederholt wurde.

Wenige Wochen nach Beendigung dieser Arbeit wurde der nun neunundsechzigjährige Meister von einer schweren Krankheit befallen, die sein Leben in große Gefahr brachte. Gegen Erwarten der Aerzte genas er glücklich wieder; aber seine Kräfte waren gebrochen, und er selbst sagte, daß er nun nur noch von Erinnerungen zehren müsse, da er sich nicht mehr befähigt fühle, etwas Tüchtiges zu leisten.

Fortwährend aber erhielt Haydn noch glänzende Beweise der Anerkennung und Verehrung von nah und fern.

Inmitten all dieser Huldigungen, die wie Haydn zu sagen pflegte, „den Rand seines Grabes mit Blumen und seine grauen Haare mit Vorbeeren schmückten“, — beklagte Haydn wiederholt und bei jeder Gelegenheit Mozarts frühen Tod. „Sein Verlust ist unerseßlich,“ sagte er, „und ein wahres Unglück für die Kunst; nur wer seine unnachahmlichen Arbeiten mit so tiefer Empfindung, mit solchem musikalischen Verständniß zu erfassen vermag, wie ich sie begreife und empfinde, kann die Größe dieses Verlustes bemessen. Nimmer kann ich es verschmerzen, daß man dieses Kleinod von einem Mann, um den Nationen hätten wetteifern sollen, nicht anders werth gehalten und belohnt hat. Was gäbe ich darum, wenn er noch lebte; hatte ihn so lieb, den theuren Mann, diesen Einzigen, wie Jahrhunderte vielleicht keinen Zweiten bringen.“ —

Haydn hatte nun eigentlich mit seiner künstlerischen Thätigkeit und somit auch mit dem öffentlichen Leben abgeschlossen. Er beschäftigte sich nur mit kleineren Compositionen oder mit Korrektur seiner Jugendarbeiten. Seine Kräfte nahmen sichtlich ab, und so lebte er in stiller Zurückgezogenheit, wie er sich ausdrückte, „dem nahenden Tage seiner Auflösung entgegen“.

Nur auf die dringendsten Bitten und Vorstellungen seiner Verehrer und Freunde ließ er sich einmal noch bewegen, öffentlich zu erscheinen.

Am 27. März 1808 beschloß die musikalische Akademie in Wien die Reihe ihrer Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der „Schöpfung“. Haydn wurde in der schmeichelhaftesten Weise eingeladen derselben beizuwohnen, und alles aufgeboten ihn dazu zu bestimmen.

Die Kunde seiner Zusage erhöhte die Theilnahme aufs äußerste; der ungeheure Saal war gedrängt voll, und in gespannter Erwartung blickte die Versammlung nach dem Ehrensitze, der in Mitte der vordersten Reihe für den Gefeierten bereitet war, ein reicher bequemer Lehnstuhl auf einem kostbaren Teppich. Endlich öffnete sich die Thür im Hintergrunde des Orchesters, und auf einer Sänfte ge-

tragen erscheint der Erwartete, ein schwacher, hinfälliger Greis, begleitet von vielen, allen Ständen angehörnden Kunstfreunden. Ehrfurchtsvoll erhebt sich die Versammlung und ein tausendstimmiges „Hoch lebe Haydn!“ schallt ihm entgegen, während zugleich

die Musiker mit Trompeten und Pauken ihren Altmeister begrüßen, welcher tief ergriffen, nicht fähig ist, seinen Dank auszudrücken. Nachdem er endlich auf seinem Ehrenplatze, zwischen dem Fürsten und der Fürstin Esterhazy, sich niedergelassen (dem fünften dieses Namens, in dessen Diensten er gestanden), drängte sich Alles heran, ihn mit Beweisen von Liebe und Sorgfalt zu überhäufen. Man nöthigte ihn, um sich vor Erkältung zu bewahren, sein Haupt zu bedecken, man legte ihm kostbare Shawls über den Schoos, man bringt ihm Wein und andre Erfrischungen, um seine Kräfte zu heben.

Endlich beginnt die Musik, der Erzengel Raphael verkündet den Anfang der Schöpfung. Mit gedämpften Stimmen beginnt der Chor „das Schweben des göttlichen Geistes auf den Wassern“ zu besingen, die Instrumente, ebenfalls gedämpft, drücken den chaoti-

schen Zustand vor der Schöpfung der Welt aus. Da plötzlich ertönt das Machtwort des Herrn: „Es werde Licht“ — und es ward Licht!

Der rasche Uebergang, die klare, volltönige Harmonie dieser Stelle macht wohl auf jedes Gemüth einen unbeschreiblichen, unvergesslichen Eindruck.

Der greise Meister selbst aber ward von demselben so überwältigt, daß er von seinem Stuhle auffpringend mit hoch gen Himmel gehobenen Armen ausrief, indem Thränen seine Wangen neigten: „Nein, nicht von mir, von dort, von oben kommt Alles.“

Halb ohnmächtig sank er zurück, und mußte nach der ersten Abtheilung hinausgetragen werden.

Wehmüthig schied er, die Hände wie zum Segen gegen das

Orchester ausstreckend; und wehmüthig sah man ihn scheiden; — man wußte wohl, er würde nimmer wieder kommen!

Wenige Tage später, den 31. März, vollendete Haydn sein sechsundsebenzigstes Jahr. Immer rascher sanken die Kräfte, immer mehr

quälten ihn die Beschwerden des Alters; eine der schlimmsten war ihm die Langeweile. „Alte und neue Melodien“, sagte er, „besonders die Lieder, die ich als Kind mit meinen Eltern in Rohrau gesungen, summen mir Tage lang im Kopfe herum, als wollten sie, gleich gebannten Geistern, erlöst sein; aber ich vermag es nicht.“ Vergebens versuchte er es wiederholt, auf dem Klavier die musikalischen Gedanken, die ihm im Sinne lagen, auszudrücken: er griff schülerhaft daneben, und jeder Versuch, es zu verbessern, mißlang. Das betrückte ihn so tief, daß er endlich das Instrument aus seinem Zimmer entfernen ließ. Die meisten seiner Freunde und Zeitgenossen waren ihm bereits im Tode vorausgegangen, und so äußerte er denn öfters: „Nun meine ich, wäre es doch wohl Zeit, daß mich der liebe Gott auch abriefe, ich bin ja zu gar nichts mehr nütze auf der Welt.“ —

Dann aber tröstete er sich damit, daß sein Leben doch seinen armen Verwandten, für die er sparte, zu Gute käme.

Haydns edles, wahrhaft frommes, dankbares und demüthiges Gemüth, das sich in allen Lagen seines wechselvollen Lebens bewährte, gab sich auch noch in seinem Testamente kund.

Anerkennend gegen fremdes Verdienst, ob es ihm in höherem oder geringerem Maße entgegen trat, war er sich wohl des eignen Werthes bewußt. Immer aber erkannte und bekannte er laut, daß er sein musikalisches Talent nur Gott, von dem ja alle guten Gaben kommen, zu danken habe, und daher



ihm auch Rechenschaft über dessen Anwendung geben müsse. Und fürwahr, er durfte und konnte Rechenschaft geben! Die größere Hälfte seines nicht unbedeutenden Nachlasses vermachte Haydn den Kindern seiner Geschwister; diese selbst waren alle vor ihm heimgegangen; von dem Reste erhielt sein treuer Diener Joh. Elsler 6000 Gulden und die gleiche Summe seine alte Haushälterin; die Tochter seines ersten Lehrers, des alten Schulmeisters Frank zu Haimburg, 1000 Gulden nebst dem Bildniß ihres Vaters; eine namhafte Summe vermachte er an die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten zu Wien und Eisenstadt, und 3000 Gulden der Gemeinde Rohrau, wovon die Zinsen für die Erziehung der ärmsten Waisen des Dorfes fortan verwendet werden sollten, nach Abzug der Kosten, welche die Erhaltung der Gräber seiner Eltern in Anspruch nahm.

Nachdem Haydn also sein Haus bestellt und seine irdischen Angelegenheiten geordnet hatte, er-

wartete er mit steigender Sehnsucht den Ruf in die ewige Heimat. Indessen war ihm noch für seine letzten Lebenstage ein tiefes, herbes Leid vorbehalten in der Einnahme Wiens durch die Franzosen, im Frühlinge 1809. Schmerzlich fühlte er das Unglück seines Vaterlandes und seines Kaisers, dem er von ganzem Herzen ergeben war.

Am 10. Mai in früher Morgenstunde rückte ein französisches Armeecorps in Wien ein; Haydn war eben im Begriffe vom Bette aufzustehen, als einige Kanonenschüsse fielen, die sein ganzes Haus erschütterten. Erschrocken stürzten seine beiden alten Dienftboten zu ihm ins Zimmer; er beruhigte sie, und blieb selbst ruhig und gefaßt den Tag und die ganze Nacht hindurch, während Wien beschossen wurde. Aber die unvermeidliche Gemüthserschütterung äußerte doch bald ihren traurigen Einfluß. Vierzehn Tage später, den 26. Mai, wurde Haydn, nachdem seine Kräfte sichtlich von Tag zu Tag abgenommen, plötzlich von einem heftigen Uebelbefinden befallen, in Folge dessen sein Bewußtsein schwand, um erst wenige Minuten vor seinem Ende wiederzukehren.

In der Nacht vom 30. zum 31. Mai erwachte er noch einmal, und hauchte kurz darauf sanft und schmerzlos seine unsterbliche Seele aus.

In jener Zeit allgemeiner Noth und Verwirrung war es wohl nicht möglich, dem Dahingeshiedenen eine würdige Leichenseier zu bereiten. Seine sterblichen Ueberreste wurden auf dem Kirchhofe vor der Hundsthurmer Linie zur Ruhe gebracht, wo ein einfacher Stein mit Namen, Geburts- und Sterbetag die Stelle bezeichnet.

In der Schottenkirche ließen seine Freunde und Verehrer Mozarts Requiem bei seinem Trauergottesdienste aufführen, welchem die ganze französische Generalität und die vornehmsten Bewohner und Künstler Wiens beiwohnten, während der Sarkophag von einer Ehrenbürgerwache umgeben war.

Erst im Herbst 1820 wurde Haydns Leiche nach Eisenstadt gebracht, und dort in der Kirche am Kalvarienberge beigesetzt, wo ein kostbares Grabdenkmal in lateinischer Inschrift nicht nur seinen, sondern auch die Namen aller seiner bedeutendsten Werke enthält.

Seinen künstlerischen Nachlaß, Bücher, Musikalien, Manuscripte, Medaillen, Diplome und sonstige Auszeichnungen erwarb gegen eine hohe Summe Fürst Esterhazy, der in Eisenstadt ein eignes Museum für alle von Haydn an seine Familie gelangten Effekten eingerichtet hat, welches noch dort zu sehen ist. — Ehre dem Meister für seine unsterblichen Leistungen, Ehre denen, die ihn im Leben geehrt!

Eine Scene aus dem Jahre 1870.

Von

Georg Scherer.

Zu einem Bilde von Ferdinand Rothbart.



Wie ist's doch heut so still auf den Straßen,
Als wär' das Dorf von Menschen verlassen.
Und still ist's auch drüben im Nachbarhaus;
Die junge Frau sieht zum Fenster hinaus,
Und Thränen rinnen ihr über die Wangen.
Sie denkt an ihn, der gestern gegangen:
An den Gatten und Vater, der als Soldat
Ruht' fort, wie mancher Kamerad.
Wohl unter den Klängen der „Wacht am Rhein“
Marchirten sie freudig nach Frankreich hinein.

Die Jünglinge standen schon längst im Feld,
Und jeder hat sich bewährt als Held.
Fragt nach bei Wörth und Mars-la-Tour!
Man nennt mit Stolz euch die Braven nur,
Die auch auf den Höhen von Sedan
Noch Wunder der Tapferkeit gethan:
Sie hatten den alten Wolf im Garne,
Und rückten nun rüstig vor an der Marne,
Zu ziehn um Paris die eisernen Ringe,
Zu fangen den Fuchs in der eigenen Schlinge.
Nachrückten die Männer, die bärt'gen Gestalten;
Mit eiserner Faust gilt's festzuhalten,
Was die nimmer müden, die herrlichen Jungen
In mancher mörderischen Schlacht errungen;
Es gilt, den Brüdern zu decken den Rücken
Vor wälischem Verrath und wälischen Tücken. —
Ein schwerer Abschied von Weib und Kindern!

Nur Eines kann den Schmerz ihnen lindern:
Dass sie für's Vaterland müssen gehn.
So hoff' denn ein frohes Wiedersehn,
Du junge Frau, mit all' den Deinen!
Gott fährt ihn zurück, er schützt die Seinen.

O glückliches Kind, das schnell vergißt
Den Kummer, der uns am Herzen frist,
Und lächelt, sobald die Sonne scheint,
Ob es auch kurz zuvor noch geweint!
Das tummelt sich munter im Hof umher,
Als ob kein Abschied gewesen wär'.
Ein Sprichwort sagt: Wie die Alten sungen,
So zwitschern allerorten die Jungen.
Drum regt sich auch in dem Knaben heut
Der kriegerische Geist der gewaltigen Zeit:
Auf dem linken Ohre den breiten Hut,
Exerciert er so stramm als wie ein Rekrut,
Und marschirt im Steckschritt so kerzengrad
Einher, der kleine barfüß'ge Soldat:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Wir kommen auch noch hinterdrein.“
Der Jüngste selbst auf der Großmutter Schooß
Macht sich aus ihren Armen los,
Um stürmisch dem Bruder entgegen zu gehn,
Und kann doch kaum auf den Beinen stehn! —
Beim Schwesterchen freilich geht's noch nicht recht;
Es mangelt die Fühlung, die Haltung ist schlecht,

Und das leidige Kägchen läßt sie nicht gehn,
Das den wichtigen Ernst durchaus nicht verstehn
Und immer nur zerren und spielen will.

Der Großvater dort im weißen Haar,
Er freut sich der Kinder und lächelt still,
Und commandirt das kriegerische Paar.
Und er denkt des Sohnes, und denkt der Zeit,
Da einst er selber gestanden im Streit
Bei Waterloo und mitgerungen,
Bis sie den wälschen Tyrannen bezwungen;
Sie warfen im dichtesten Kugelregen
Sich kalt dem mörderischen Feuer entgegen
Und drangen kühn in die feindlichen Reihn —
Da riß eine Kugel ihm fort das Bein.
Nacht ward's um ihn . . . Und als er wieder
Erhob die schweren Augenlider,
Da lag er verbunden im Zelt, und fern
Erglänzte des Sieges goldener Stern:
„Hoch Vater Blücher! Die Preußen sind da!
Der Sieg ist errungen! Victoria!“

So dachte der Alte der alten Zeit,
Das Aug' ward ihm hell und die Seele weit,
Und er ließ den Blick auf dem Knaben ruhn:
„Hoher Sinn liegt oft im kindischen Thun . . .

Kommt wohl eine Zeit, mein Enkelkind,
Wenn wir Alten längst schon begraben sind,
Daß du, wie dein Vater, im Feld mußt stehn
Und dem bösen Erbfeind zu Leibe gehn,
Wenn wieder er ausstreckt die räuberische Hand
Nach deutschem Gute und deutschem Land,
Das wir mit unsrem Blut errungen.
Dann drauf und dran, ihr deutschen Jungen,
Beschützt das Land und vertheidigt den Herd!
Ich weiß, ihr seid der Väter werth:
Ihr laßt euch weder Recht und Glauben,
Noch einen Fuß breit Landes rauben,
Und findet, mag's nicht anders sein,
Nochmals den Weg nach Paris hinein —
Dann soll dem gallischen Hahn das Krähn
Nach dem deutschen Rhein für immer vergehn!

Das walte Gott! Und das hilf auch du, —
Ich geb' dir meinen Segen dazu, —
Daß Deutschland bleibe in Thaten und Worten
So mächtig und groß, wie jetzt es geworden,
Und stehe fortan, wohin Gott es gestellt,
Als das Haupt Europa's, das Herz der Welt! —
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Von Himmel und Hölle.

Ein Märchen

von

Richard Leander.

Es war um die Zeit, wo die Erde am aller-
schönsten ist und es dem Menschen am schwersten
fällt zu sterben, denn der Flieder blühte schon und die
Rosen hatten dicke Knospen: da zogen zwei Wandrer
die Himmelsstraße entlang, ein Armer und ein Reicher.
Die hatten auf Erden dicht bei einander in derselben
Straße gewohnt, der Reiche in einem großen,
prächtigen Hause und der Arme in einer kleinen
Hütte. Weil aber der Tod keinen Unterschied macht,
so war es geschehn, daß sie beide zu derselben
Stunde starben.

Da waren sie nun auf der Himmelsstraße
auch wieder zusammen gekommen, und gingen schwei-
gend neben einander her.

Doch der Weg wurde steiler und steiler, und
dem Reichen begann es bald blutfauer zu werden,
denn er war dick und kurzathmig und in seinem
Leben noch nie so weit gegangen. Da trug es sich
zu, daß der Arme bald einen guten Vorsprung ge-
wann und zuerst an der Himmelspforte ankam.
Weil er sich aber nicht getraute anzuklopfen, setzte er

sich still vor der Pforte nieder und dachte: „Du willst
auf den reichen Mann warten; vielleicht klopft der an.“

Nach langer Zeit langte der Reiche auch an,
und als er die Pforte verschlossen fand und nicht
gleich Jemand aufmachte, fing er laut an zu rütteln
und mit der Faust dran zu schlagen. Da stürzte
Petrus eilends herbei, öffnete die Pforte, sah sich
die beiden an und sagte zu dem Reichen: „Das
bist du gewiß gewesen, der es nicht erwarten konnte.
Ich dachte, du brauchtest dich nicht so breit zu machen.
Viel Gescheites haben wir hier oben von dir nicht
gehört, so lange du auf der Erde gelebt hast!“

Da fiel dem Reichen gewaltig der Muth; doch
Petrus kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern
reichte dem Armen die Hand, damit er leichter auf-
stehen könnte, und sagte: „Tretet nur alle beide ein
in den Vorssaal; das Weitere wird sich schon finden!“

Und es war auch wirklich noch gar nicht der
Himmel, in den sie jetzt eintraten, sondern nur
eine große, weite Halle mit vielen verschlossenen
Thüren und mit Bänken an den Wänden.

„Ruhet euch ein wenig aus,“ nahm Petrus wieder das Wort, „und wartet bis ich zurückkomme; aber benutzet euere Zeit gut, denn ihr sollt euch mittlerweile überlegen, wie ihr es hier oben haben wollt. Jeder von euch soll es genau so haben, wie er sich es selber wünscht. Also bedenk't's, und wenn ich wieder komme, macht keine Umstände, sondern sag't's, und vergesst nichts; denn nachher ist's zu spät.“ —

Damit ging er fort. Als er dann nach einiger Zeit zurückkehrte und fragte, ob sie fertig mit Überlegen wären, und wie sie es sich in der Ewigkeit wünschten, sprang der reiche Mann von der Bank auf und sagte, er wolle ein großes, goldenes Schloß haben, so schön wie der Kaiser keins hätte, und jeden Tag das beste Essen. Früh Chocolate und Mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelsmus, und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rothe Grütze. Das wären seine Leibgerichte. Und Abends jeden Tag etwas Andres. Weiter wolle er dann einen recht schönen Großvaterstuhl und einen grünseidenen Schlafrock; und das Tageblättchen solle Petrus auch nicht vergessen, damit er doch wisse, was passire.

Da sah ihn Petrus mitleidig an, schwieg lange und fragte enblich: „Und weiter wünschst du dir nichts?“ — „O ja!“ fiel rasch der Reiche ein, „Geld, viel Geld, alle Keller voll; so viel, daß man es gar nicht zählen kann!“

„Das sollst du alles haben,“ entgegnete Petrus, „komm, folge mir!“ und er öffnete eine der vielen Thüren und führte den Reichen in ein prachtvolles, goldenes Schloß, darin war Alles so, wie jener es sich gewünscht hatte. Nachdem er ihm alles gezeigt, ging er fort und schob vor das Thor des Schlosses einen großen eisernen Niegel. Der Reiche aber zog sich den grünseidenen Schlafrock an, setzte sich in den Großvaterstuhl, aß und trank und ließ sich's gut gehen, und wenn er satt war, las er das Tageblättchen. Und jeden Tag einmal stieg er hinab in den Keller und besah sein Geld. —

Und zwanzig und fünfzig Jahre vergingen und wieder fünfzig, so daß es hundert waren — und das ist doch nur eine Spanne von der Ewigkeit — da hatte der reiche Mann sein prächtiges, goldenes Schloß schon so überdrüssig, daß er es kaum mehr aushalten konnte. „Der Kalbsbraten und die Bratwürste werden auch immer schlechter“, sagte er, „sie sind gar nicht mehr zu genießen!“ Aber es war nicht wahr, sondern er hatte sie nur satt. „Und das Tageblättchen lese ich schon lange nicht mehr,“ fuhr er fort; „es ist mir ganz gleichgültig, was da unten auf der Erde sich zuträgt.

Ich kenne ja keinen einzigen Menschen mehr. Meine Bekannten sind schon längst alle gestorben. Die Menschen, die jetzt leben müssen, machen so närrische Streiche und schwagen so sonderbares Zeug, daß es einem schwindlich wird, wenn man's liest.“ Darauf schwieg er und gähnte, denn es war sehr langweilig, und nach einer Weile sagte er wieder:

„Mit meinem vielen Gelde weiß ich auch nichts anzufangen. Wozu hab' ich's eigentlich? Man kann sich hier doch nichts kaufen. Wie ein Mensch nur so dumm sein kann und sich Geld im Himmel wünschen!“ Dann stand er auf, öffnete das Fenster und sah hinaus.

Aber obschon es in dem Schlosse überall hell war, so war es doch draußen stockdunkel; stockdunkel, so daß man die Hand vorm Auge nicht sehen konnte, stockdunkel, Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein und so still wie auf dem Kirchhof. Da schloß er das Fenster wieder und setzte sich auf's neue auf seinen Großvaterstuhl; und jeden Tag stand er ein- oder zweimal auf und sah wieder hinaus. Aber es war noch immer so. Und immer früh Chocolate und Mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelsmus und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rothe Grütze; immerzu, immerzu, einen Tag wie den andern. —

Als jedoch tausend Jahre vergangen waren, klorrte der große eiserne Niegel am Thor und Petrus trat ein. „Nun,“ fragte er, „wie gefällt es dir?“

Da wurde der reiche Mann bitterböse: „Wie mir's gefällt? Schlecht gefällt mir's; ganz schlecht! So schlecht, wie es einem nur in so einem nichtswürdigen Schlosse gefallen kann! Wie kannst du dir nur denken, daß man es hier tausend Jahre aushalten kann! Man hört nichts, man sieht nichts; Niemand bekümmert sich um einen. Nichts wie Lügen sind es mit eurem vielgepriesenen Himmel und mit eurer ewigen Glückseligkeit. Eine ganz erbärmliche Einrichtung ist es!“

Da blickte ihn Petrus verwundert an und sagte: „Du weißt wohl gar nicht, wo du bist? Du denkst wohl, du bist im Himmel? In der Hölle bist du. Du hast dich ja selbst in die Hölle gewünscht. Das Schloß gehört zur Hölle.“

„Zur Hölle?“ wiederholte der Reiche erschrocken. „Das hier ist doch nicht die Hölle? Wo sind denn der Teufel und das Feuer und die Kessel?“

„Du meinst wohl“, entgegnete Petrus, „daß die Sünder jetzt immer noch gebraten werden, wie früher? Das ist schon lange nicht mehr so. Aber in der Hölle bist du, verlaß dich darauf, und zwar

recht tief drin, so daß du einen schon dauern kannst. Mit der Zeit wirst du's wohl selbst inne werden."

Da fiel der reiche Mann entsetzt rückwärts in seinen Großvaterstuhl, hielt sich die Hände vor's Gesicht und schluchzte: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Mensch, was soll aus mir werden?“

Aber Petrus machte die Thüre auf und ging fort, und als er den eisernen Kiegel draußen wieder vorschob, hörte er drinnen den Reichen immer noch schluchzen: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Mensch, was soll aus mir werden?“ —

Und wieder vergingen hundert Jahre und aber hundert, und die Zeit wurde dem reichen Manne so entsetzlich lang, wie Niemand es sich auch nur denken kann. Und als das zweite Tausend zu Ende kam, trat Petrus abermals ein.

„Ach!“ rief ihm der reiche Mann entgegen, „ich habe mich so sehr nach dir gesehnt! Ich bin sehr traurig! Und so wie jetzt soll es immer bleiben? die ganze Ewigkeit? Und nach einer Weile fuhr er fort: „Heiliger Petrus, wie lang ist wohl die Ewigkeit?“

Da antwortete Petrus: „Wenn noch zehntausend Jahre vergangen sind, fängt sie an.“

Als der Reiche dies gehört, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und begann bitterlich zu weinen. Aber Petrus stand hinter seinem Stuhl und zählte heimlich seine Thränen, und als er sah, daß es so viele waren, daß ihm der liebe Gott gewiß verzeihen würde, sprach er: „Komm, ich will dir einmal etwas recht Schönes zeigen! Oben auf dem Boden weiß ich ein Astloch in der Wand, da kann man ein wenig in den Himmel hineinsehen.“

Damit führte er ihn die Bodentreppe hinauf, und durch allerhand Gerümpel bis zu einer kleinen Kammer. Als sie in diese eintraten, fiel durch das Astloch ein goldener Strahl hindurch dem heiligen Petrus gerade auf die Stirn, so daß es aussah, als wenn Feuerflammen auf ihr brennten.

„Das ist vom wirklichen Himmel!“ sagte der reiche Mann zitternd.

„Ja,“ erwiderte Petrus, „nun sieh einmal durch!“

Aber das Astloch war etwas hoch oben an der

Wand, und der reiche Mann nicht sehr groß, so daß er kaum hinaufreichte.

„Du mußt dich recht lang machen und ganz hoch auf die Zehen stellen,“ sagte Petrus. Da strengte sich der Reiche so sehr an, als er nur irgend konnte, und als er endlich durch das Astloch hindurch blickte, sah er wirklich in den Himmel hinein. Da saß der liebe Gott auf seinem goldnen Thron zwischen den Wolken und den Sternen in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit und um ihn her alle Engel und Heiligen.

„Ach,“ rief er aus, „das ist ja so wunderbar schön und herrlich, wie man es sich auf der Erde gar nicht vorstellen kann. Aber sage, wer ist denn das, der dem lieben Gott zu Füßen sitzt und mir gerade den Rücken zugehrt?“

„Das ist der arme Mann, der auf der Erde neben dir gewohnt hat und mit dem du zusammen herauf gekommen bist. Als ich euch auftrug, es euch auszudenken, wie ihr es in der Ewigkeit haben wolltet, hat er sich bloß ein Fußbänkchen gewünscht, damit er sich dem lieben Gott zu Füßen setzen könne. Und das hat er auch bekommen, genau so, wie du dein Schloß.“ —

Als er dies gesagt, ging er still fort, ohne daß es der Reiche merkte. Denn der stand immer noch ganz still auf den Fußspitzen und blickte in den Himmel hinein und konnte sich nicht satt sehen. Zwar es fiel ihm recht schwer, denn das Loch war sehr hoch oben, und er mußte fortwährend auf den Zehen stehen; aber er that es gern, denn es war zu schön, was er sah.

Und nach abermals tausend Jahren kam Petrus zum letzten Mal. Da stand der reiche Mann immer noch in der Bodenkammer an der Wand auf den Fußspitzen und schaute unverwandt in den Himmel hinein, und war so in's Sehen versunken, daß er gar nichts merkte, als Petrus eintrat.

Endlich legte ihm aber Petrus die Hand auf die Schulter, daß er sich umdrehte, und sagte:

„Komm mit, du hast nun lange genug gestanden! Deine Sünden sind dir vergeben; ich soll dich in den Himmel holen. — Nicht wahr, du hättest es viel bequemer haben können, wenn du nur gewollt hättest?“ — —

Ein glücklicher Tausch.

Von

Carl Enslin.

Illustration von Paul Thumann.

Schleicht doch der Bursche schon wieder dort hinten herum! Was der nur hier verloren haben mag! Schon gestern und vorgestern ist er mir aufgefallen! Ob ich ihn nicht einmal herufen sollte? Doch nein — was geht's mich an! Weiter, weiter! So! In einer halben Stunde werd' ich fertig sein mit der Zeichnung! Wenn ich dann dem Burschen auf dem Heimwege begegne: vielleicht frag' ich ihn — vielleicht auch nicht!

Der Maler, der so mit sich selbst sprach, saß an einer einsamen Stelle des Feldes auf einem Stein und zeichnete die vor ihm liegende Landschaft. Während er nun wieder emsig weiter arbeitete und wohl den Knaben, von dem er gesprochen, wieder ganz vergessen hatte, schlich Andreas näher und immer näher heran.

„Ich muß es sehen! Wer weiß, ob er sich morgen wieder dahin setzt! Nun — und den Kopf wird er mir ja nicht abreißen, wenn er mich bemerkt! Immer näher — immer näher!“

Eben war Andreas leise hingeschlichen und sah nun dem Maler über die Schultern auf seine Zeichnung; indem er aber das schöne Bild, das die vorliegende Gegend auf's treueste darstellte, erblickte, fuhr er unwillkürlich in die Höhe und rief aus: „Ach, wie schön!“

Dadurch wurde der Maler aufgeschreckt, er wandte sich schnell um; Andreas aber rannte davon.

„Halt, halt, Kleiner! Warum läufst du denn fort? Komm doch! Ich thu' dir ja nichts! Da — sieh nur das Bild an! Komm!“

Schüchtern und zaghaft nahte sich der Knabe und konnte sich gar nicht satt sehen an der gelungenen Zeichnung.

„Ach, wie schön! Könnt ich's auch so! Aber hier — die Seite dieses Häuschens ist doch ein wenig anders, als dort! Sehen Sie! Das muß ja so sein!“

Und Andreas machte dem Maler auf die bescheidenste Weise eine so verständige Bemerkung, daß dieser erstaunte, ihn freundlichst lobte, sogleich nach des Knaben Angabe den Fehler verbesserte und ihn dann fragte, wer er wäre?

Deutsche Jugend. I.

„Ach, gar nichts bin ich! Möcht' aber was werden!“

„Was denn?“

„Ei nun, ein Maler!“

„So werd' einer.“

„Ja, wenn's nur ginge!“

„Warum geht's denn nicht?“

„Meine Eltern haben kein Geld!“

„Das ist freilich schlimm! Aber wo wohnst du denn?“

Andreas sagte es, und der Maler notirte es sich in seine Brieftasche.

Nach einer halben Stunde, während welcher Andreas dem Maler noch zusah, war dieser fertig, und beide gingen sodann mit einander zum Stadthore hinein, jeder nach seiner Wohnung.

Schon waren einige Tage verflossen. — Andreas dachte nicht, daß die Unterredung mit dem Maler noch weitere Folgen haben würde, und war stets betrübt, nicht seinen Lieblingswunsch befriedigt zu sehen, ein Maler werden zu können.

Seine armen Eltern drängten ihn zu einem Handwerke, wovon er sich ehrlich ernähren könne.

„Morgen kommt der Schuhmachermeister wieder! Er nimmt dich umsonst in die Lehre! Mach's kurz! Handwerk hat einen goldnen Boden! Wird' Schuhmacher! Das ist ein Geschäft, das seinen Mann nährt! Thu's deinen alten Eltern zu lieb! Aus der Malerei wird doch nichts!“

Das war eine harte, schlaflose Nacht für Andreas. Nachdem er sich lange zerquält hatte mit tausend Gedanken und Plänen, wie er Schuhmacherei und Malerei vereinigen könne, entschlief er endlich in der Frühe des verhängnißvollen Morgens, an dem sein Lebensschicksal entschieden werden sollte.

„Thu's deinen alten Eltern zu lieb.“

Dieser Ausspruch hatte bei ihm endlich gesiegt, und er war mit dem festen Entschluß eingeschlafen, Schuhmacher zu werden und in seinen Freistunden ein Bildchen zu zeichnen.

Wirre Träume durchgaukelten seinen Schlummer. Die schöne Landschaft des Malers ging oft vor seinem inneren Sinne vorüber; aber überall war

sie mit Schuhen und Stiefeln, mit Leisten und Pechbrähnen umrahmt.

Schon schien die Sonne durch die Fenster; Andreas schlief immer noch, und seine Eltern wollten ihn auch nicht wecken, da er nichts zu versäumen hatte, und da sie selbst ein wenig Scheu hatten, ihren lieben Sohn zu einem Geschäfte zu nöthigen, wozu er durchaus keine Lust hatte.

Da trat der Schuhmachermeister ein.

„Nun, hat sich Euer Sohn besonnen? Es ist heute die höchste Zeit! Morgen wär's zu spät! Ein anderer, ganz tüchtiger Bursche hat sich schon angeboten — mit Lehrgeld! Aber Euch, als alten Bekannten, zu lieb, thu' ich's schon und nehme den Andreas ohne Weiteres! Doch nur heute noch!“

Unser Sohn hat uns zugesagt, Schuhmacher zu werden! Drum soll's denn auch dabei bleiben! Wartet einen Augenblick, Meister! Er soll gleich bei Euch sein!“

Und eben wollte die Mutter ihren Sohn seinen malerischen Schuhmacherträumen entreißen, als es an die Thüre klopfte und der Maler eintrat. Als er sich überzeugt hatte, daß er in dem rechten Hause sei, erkundigte er sich auf die theilnehmendste Weise nach Andreas; namentlich fragte er auch, ob die Eltern nicht Zeichnungen von ihm hätten. Die Eltern, die noch nicht wußten, wo das alles hinaus sollte, holten einen großen Pack aus einer Schieblade und legten ihn dem Maler vor. Dieser traute seinen Augen kaum und konnte sich nicht oft genug bestätigen lassen, daß dieß alles auch wirklich Andreas selbst gezeichnet habe.

„Hört, liebe Leute, gebt mir den jungen Menschen in die Lehre! Ueberlaßt den Knaben meiner Leitung.“

„Das wird nicht gehen! Hier steht schon der Mann, zu dem er in die Lehre kommt! Andreas wird Schuhmacher!“

„Wenn ich aber einen Maler aus ihm machen will?“

So kann's auch nicht gehen!“

„Warum denn nicht? Euer Sohn hat Lust und Anlagen dazu!“

„Wir aber kein Geld!“

„Wenn ich nun für ihn zu sorgen verspreche?“

„Das wollten Sie thun? Freilich, dann wär's noch einmal zu überlegen! Was meint Ihr dazu, Meister Schuhmacher?“

„Was soll ich dazu meinen? Wenn Ihr mir auch den Jungen schon zugesagt habt, so will ich

doch seinem Glücke nicht im Wege stehen! Macht's wie Ihr wollt! Ich aber kann ihn nur heute noch nehmen!“

„Und ich — sagte der Maler — nehm' ihn heute und morgen und übermorgen! Heute scheint mir's aber besser zu sein!“

„So mag denn Andreas selbst entscheiden!“

Jetzt weckte die Mutter ihren Sohn, indem sie sagte: „Andreas, dein Glück kommt im Schlafe! Zieh' dich schnell an und komm heraus!“

„Ach, Mutter, da hab' ich von der Schuhmacherwerkstatt geträumt; aber die Wände waren so sonderbar, lauter schöne Landschaften!“

„Schon gut! Schon gut! Aber komm nur jetzt!“

Ehe Andreas aus der Schlafstube trat, hatte sich der Maler, im Einverständnisse mit den Andern, hinter einen Schrank gestellt, so daß er nicht gesehen werden konnte.

Als nun der Knabe kam und den Schuhmachermeister sah, fuhr er zusammen wie vor einer Schreckensgestalt. Der Schuhmacher fragte freundlich, ob er mit ihm gehen wolle. Einen Augenblick besann sich Andreas; dann aber sah er nach seinen Eltern hin, die außergewöhnlich freundliche Gesichter machten; dies legte er sich aus als eine Mahnung, einzustimmen, und dem Schuhmacher mit erzwungener Heiterkeit die Hand gebend, sagte er: „Ja, ich geh' mit! Ich will Schuhmacher werden!“

„Aber ich habe gehört, — sagte der Schuhmacher — daß du keine Lust dazu habest! Willst du denn nicht lieber Maler werden?“

„Nein, nein — Schuhmacher — sonst nichts!“

„Dann freilich kann ich gehen! — sagte der hervortretende Maler — Leb' wohl, Andreas!“

Ueberrascht fuhr dieser jetzt in die Höhe, und ohne recht zu wissen, was er that, rannte er auf den Maler zu, der schon — im Ernste oder Scherze — die Thürklinke in der Hand hatte, umfaßte ihn und rief: „Ach, wie schön! Die Landschaft! Die Landschaft!“

Der Maler hielt an.

„Kleiner Schuhmacher, was willst du? Hast mich ja recht angeführt! Hast mir weiß gemacht, du wolltest Maler werden!“

„Ach, ja — aber — Vater, verzeih! Was soll ich denn sagen!“

„Sag', was du wirklich meinst, lieber Andreas! Im Uebrigen laß Gott walten!“

„Nun sprich, — sagte der Maler — willst du mit mir gehen und ein Maler werden?“

„Ach, wie gerne würd' ich's! Aber — — doch nein, ich will Schuhmacher werden!“

„Der Herr Maler — sagte der Vater — will für dich sorgen, und meine Erlaubniß hast du!“

Andreas umfaßte im Eifer abermals den Maler und rief: „Ach, bleiben Sie! Maler, ja, Maler will ich werden!“



„Nun, so sei's! Es bleibt dabei! Schick mir den Jungen morgen! Und wenn er fleißig ist, werd' ich gern für alles Nöthige Sorge tragen. Lebt wohl, ihr lieben Leute!“

Der Maler ging, der Schuhmacher auch. Letzterer sagte: „Der hätte die Welt auch nur mit schlechtem Lederzeug versorgt und hätte gewiß beim Pechdrahtziehen nach seinen Landschaften geschmachtet! So ist's besser! Aber doch hab' ich Respekt vor dem Burschen, der seinen Eltern zu lieb seinen Lieblingswunsch fahren ließ! Mög's ihm gut gehen!“ —

Mehrere Monate vergingen; Andreas war der fleißigste Schüler, den es geben kann. Sein Meister und seine Eltern hatten Freude an ihm und versprachen sich das Beste.

Der Maler nun bekam von dem Könige von Preußen den Auftrag, in einem der königlichen Zimmer auf einer Wand ein großes Gemälde zu entwerfen und auszuführen.

Der Maler hatte sein Werk begonnen, stand auf seiner Leiter, und betrachtete nachdenkend seine Arbeit; dabei ging er immer rückwärts zur Leiter herunter, ohne sich umzublicken.

Während dessen trat der König leise in das Zimmer und stellte sich an die Leiter, um dem Künstler zuzusehen.

Der Maler war endlich unten an das Ende der Leiter gekommen, ging noch immer rückwärts, sah aber immer vor sich und hinauf nach der Malerei.

Der König, um ihn nicht zu stören, ging auch zurück, ohne von ihm bemerkt zu werden und auch ohne sich bemerkbar zu machen.

Auf diese Weise wurde der König immer weiter zurück gedrängt, bis an die gegenüberstehende Fensterwand. Jetzt konnte er nicht mehr weiter, und — der Maler trat ihn auf den Fuß, glaubte jedoch, sein Bursche Andreas stehe hinter ihm, und sagte etwas derb, doch ohne es böse zu meinen: „Neugieriger Schlingel, bist du schon wieder hier?“

„Ja, Meister!“ sagte lachend der König.

Erschreckt über die fremde Stimme, wandte sich der Maler um, fiel aber sogleich dem Könige zu Füßen und bat um Verzeihung.

„Hat nichts zu bedeuten! — sagte der König — Aber wer ist denn der neugierige Schlingel?“

Und der Maler erzählte nun dem Könige von dem wißbegierigen, eifrigen, strebsamen Burschen, der ihm oft heimlich zusehe, um ja keine Gelegenheit zu versäumen, recht viel zu lernen, und der alle Anlage habe, einmal etwas Rechtes zu werden.

Das gefiel dem Könige sehr. Er erkundigte sich noch weiter nach Andreas und wurde des kleinen Malers Beschützer und Unterstützer.

Nach beendigter Lehrzeit gab ihm der König die Mittel eine Malerakademie zu besuchen, und nachdem er sein Studium daselbst vollendet hatte, ließ er ihn auf seine Kosten in fremde Länder reisen, so daß sich sein Schützling auf jede Art ausbilden konnte.

Der neugierige Schüler wurde ein berühmter Meister.

MÄRZLIED.
von Wih. Osterwald.

Munter, doch nicht zu rasch. Volksweise. *) Thema der Variationen im Septett von Beethoven, Op. 20.

1. Lind rauscht es durch den Ha - gen, die Bäu - me wie - gen
 **) 2. März - be - her nimmt vor al - len den er - sten Thau als
 3. Und in der Bäu - me Zwei - gen und im Ge - büsch die
 4. O hel - de Lust des Mär - zen, die neu die Früh - linge -

rit.

1. froh das Haupt, als woll - ten sie sich sa - gen: „Bald sind wir neu be - laubt!“ Doch zu der Bäu - me
 2. Ref - tar ein, dem Bienlein zu Ge - sal - len, das früh schon summt im Hain. Gold - stern - lein und Blau -
 3. Bö - ge - lein, sie kön - nen nicht mehr schwei - gen im war - men Son - nen - schein. Der Am - sel flö - tend
 4. ah - nung weckt und ban - net, was die Her - zen im Win - ter hat er - schreckt; du lockst die Kin - der

rit.

*) Begleitung von G. Schreiber. (Auch Hummel hat diese Volksweise in einem Septett variirt.)

**) Märzbecher (Waldschneeglöckchen), *Leucjum vernalis*; Goldsternlein (Waldasterlein), *Gagea lutea*; Blauröschen (Leberblume), *Hepatica triloba*; gelbes Windröschen, *Anemone ranunculoides*; weißes Windröschen, *Anemone nemorosa*.

1. Sü - ßen ist Blum' an Blu-me schon er - wacht, das gold-ne Licht zu grü - ßen, das neu vom Him-mel lacht.
 2. rö - ßen schlägt's Neuglein auf nach lan - ger Ruh, und gelb und weiß Windrös - chen blickt still ver-gnügt da - zu.
 3. Lot - ten, des Fin - ken schmetternd hel - ler Schlag klingt wie Ge - sang der Glot - ten am Auf - er - steh - ungstag.
 4. wie - der hin - auß, und von dir zeu - gen auch die fro - hen Kin - der - lie - der, das rei - ne Kin - des - aug'.

Bei dem Schlittendoctor.

Von

Julius Sturm.

Initial-Biguette von Hugo Bärkner.



Su dichten Flocken fällt der Schnee,
 Doch weh, o weh!
 Mein Schlitten ist zerbrochen.
 Geschwind mit ihm zum Zimmermann,
 Der soll sich sputen, was er kann,
 Mit Schnitzen und mit Bechen.

O liebster, bester Meister, seht,

Wie schlimm mirs geht,
 Ich bring' euch einen Kranken;
 Und magt euch ungelegen sein,
 Ich laß euch nicht und bitt' euch fein;
 Nur heut dürft ihr nicht zanken.

Seht über Nacht giebt's Schlittenbahn,
 Was fang' ich an,
 Wollt ihr nicht Hilfe bringen?
 Und morgen ist ein Ferientag
 Und auf dem Hügel dort am Hag
 Giebt's lust'ges Schellenklingen.

Ihr winkt mir freundlich, wie ich seh,
 Suchhe! suchhe!
 Ihr liebet euch erbitten,
 Und packt das erste beste Scheit,
 Scharf haut das Beil, die Säge schreit,
 Der Hobel pfeift am Schlitten.

Nun fragt ihr lachend nach dem Lohn?
 Den bring' ich schon;
 Doch daß ichs nicht vergesse:
 Nehmt meinen Dank und habt Geduld
 Und schreibt einstweilen meine Schuld
 An eure große Esse.

Die Wartburg.

Von

Wilhelm Osterwald.

Mit zwei Ansichten nach Original-Zeichnungen von Friedrich Preller jun. und Abbildungen einiger Wandgemälde von Moriz v. Schwind.

Unser gesegnetes Vaterland ist reich an Burgen, die nicht bloß als Zeugen vergangener Herrlichkeit, sondern auch durch die Schönheit ihrer Lage Gemüth und Phantasie ansprechen und deshalb jeden Sommer von Jung und Alt gern besucht werden. Aber fast keine kann sich mit der Perle des Thüringer Landes messen, die über Eisenach nahe an der Scheide von Thüringen und Hessen steht, welche in der Zeit, in der sie erbaut wurde, noch einem und demselben Fürstengeschlechte unterthan waren. Zwar in landschaftlicher Schönheit mag die Wartburg immerhin von den Burgen übertroffen werden, deren Mauern und Thürme sich in den stolzen Wellen des deutschen Rheines spiegeln, obgleich auch in dieser Hinsicht der Blick von der Wartburg alle die anheimelnde und an die Poesie des deutschen Volksliedes erinnernde Lieblichkeit und friedliche Heiterkeit bietet, die den Thüringer Wald überhaupt unter den Gebirgen Deutschlands auszeichnet. Aber was die Wartburg für uns zur Burg der Burgen macht, das sind die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, und die uns hier, namentlich seit ihr kunstsjümmiger Besitzer, der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach Karl Alexander, sie im Geiste des Mittelalters hat wiederherstellen und mit Meisterwerken der Kunst schmücken lassen, lebendiger und anschaulicher entgegengetreten, als irgend wo anders.

Der Glanz des ritterlichen und sangeslustigen Mittelalters auf seinem Höhepunkte, die fromme Demuth, die neben jenem Glanze ihre Stelle bewahrte und den Ruhm der Heiligkeit errang, die großartige Religionsbewegung, die wir unter dem Namen der Reformation begreifen und die zur herr-



lichsten Wiedergeburt des deutschen Geistes führen sollte, mit wie schweren Kämpfen sie auch für das nationale Leben verbunden war, und wieder die leuchtende Herrlichkeit des zu neuer Sangeslust und Geistesfrische erwachten deutschen Lebens, wie es vom Musenhofe zu Weimar ausströmte, und die ersten Regungen auch der beginnenden, Staat und Volk reinigenden und einigenden Wiedergeburt Deutschlands selbst: — alle diese Kundgebungen des deutschen Geistes sind mehr oder minder eng mit dem Namen der Wartburg verknüpft, der darum auch für jeden denkenden Deutschen etwas Heiliges hat,

um dessentwillen ein Geschlecht nach dem andern gern den Berg über Eisenach hinauf pilgert, um die theuren Erinnerungen aufzufrischen, welche die Väter den Söhnen hinterlassen haben, damit sie ihrer würdig leben und sie weiter vererben helfen.

Da die Burg ganz in dem alten Stile wieder hergestellt ist, so tritt uns zunächst in der Bauart wie in der ganzen äußeren Erscheinung begreiflicher Weise der Geist des deutschen Mittelalters aus dem Ende des 12. und dem Anfang des 13. Jahrhunderts, also der Zeit entgegen, in welche das erste Aufblühen der deutschen Dichtung und Sangeskunst fällt. Der Hof des kunstsinnigen Landgrafen Hermann in Eisenach und auf der Wartburg war neben dem gleich dichterfreundlichen Hofe der Babenberger in Oesterreich für die damalige Zeit von gleicher Bedeutung wie der Hof Karl Augusts von Weimar für das 18. Jahrhundert. Hierher wie auf die gleichfalls dem Landgrafen von Thüringen gehörende Neuenburg oberhalb Freiburg an der Unstrut, kam Heinrich von Veldekin, der durch seine romanartige dichterische Bearbeitung der Aeneassage der Vater der ritterlichen Dichtung Deutschlands wurde; hier weilte der tief-sinnige Ritter Wolfram von Eschenbach, der seine Zeitgenossen mit hohem Ernste daran erinnerte, daß es noch ein höheres Ritterthum gebe als das weltliche, wie glänzenden Ruhm auch dieses seinen Vertretern gewähren könne; hier sang Walther von der Vogelweide seine frischen Lieder Deutschland zum Lobe und den Welschen zum Troß, und wer irgend eine neue Weise zum Lobe Gottes, der Frauen oder der Herren anzustimmen wußte, die sich an einem so feingebildeten Hofe hören lassen durfte, der zog nach Eisenach und warb um des landgräflichen Liebesfreundes Beifall und Lohn.

Aus der Erinnerung an dieses reichbewegte Sängereleben am Hofe Hermanns, so wie aus den Beziehungen des thüringischen Fürstenhauses zum ungarischen Königshause entwickelte sich die Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg, die Richard Wagner in seinem bekanntesten musikalischen Drama mit der eigenthümlichen Sage vom Tannhäuser, dem ritterlichen, zwischen irdischer und himmlischer Liebe hin und her schwankenden Minnesänger verbunden hat.

Unter den Wandgemälden des großen, im edelsten Stil des Mittelalters wiederhergestellten Landgrafenhauses der Wartburg nimmt die Darstellung dieses sagenhaften Sängerkrieges den breitesten Raum ein, und führt uns in lebensvollen Gestalten jene ganze Zeit des weltlichen und geistlichen Minnesangs vor Augen, welcher dem Ritterthum des

dreizehnten Jahrhunderts einen so eigenthümlich weihervollen Glanz verlieh.

Die äußere Seite des Ritterthums veranschaulicht uns der Waffensaal, in dem sich eine nicht eben sehr große, aber bedeutsam ausgewählte und sinnig zusammengestellte Sammlung von mittelalterlichen Rüstungen und Waffen aller Art befindet.

Wie eigenthümlich berührt uns der Gegensatz, den hierzu wie zu der Pracht des Sängersaales das Leben der heiligen Elisabeth bildet, das Moritz von Schwind in ergreifenden Bildern, die den Corridor des Landgrafenhauses schmücken, geschildert hat. Es ist die demüthige, hingebende und entsagende christliche Liebe, die uns in dem Bilde dieser ungarischen Königstochter entgegentritt. Sie war die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, der in Unmuth über das Uebergewicht, welches er selbst den Großen seines Landes eingeräumt hatte, viele Deutsche an seinen Hof zog, die namentlich auch an seiner Gemahlin Gertrud, einer Tochter des fürstlichen Hauses Andechs-Meran, eine besondere Stütze fanden. Diese deutschen Beziehungen des ungarischen Königshofes führten auch dazu, daß Elisabeth bereits als Kind mit Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, verlobt wurde. Erst vier Jahre war sie alt, als der Schenk Walthar von Burgula sie im Jahre 1211, von einem reichen Gefolge begleitet, aus Presburg in ihre neue Heimat abholte, wo sie mit ihrem sieben Jahr älteren Verlobten zusammen erzogen werden sollte. Ihre Ankunft in Eisenach führen wir auf der folgenden Seite nach dem Wandgemälde von M. v. Schwind im Bilde vor. Bei aller kindlichen Freude, mit der sie sich an den Spielen ihrer Gefährtinnen betheiligte, zeigte sie doch schon früh Spuren des tiefen Ernstes, der aufrichtigen Demuth und der werththätigen Liebe, die ihr später den Namen einer Heiligen verschafft haben. Wenn sie auf dem Schloßhofe mit ihren Gespielinnen um die Wette nach dem Ziele lief, so drückte sie im Vorbeieilen auf die Klinken der Schloßkapelle gern einen Kuß; wenn um Geld gespielt wurde, hob sie den zehnten Theil ihres Gewinnes für die Armen auf, und nicht selten hörte sie mit den Worten: „Gott zu Lieb“ mitten in ihren kindlichen Spielen plötzlich auf. Dennoch fehlte es ihr am Hofe zu Eisenach, namentlich nach dem Tode des Landgrafen Hermann, der in Elisabeths zehntem Jahre erfolgte, nicht an Widersachern und Neidern, die sie, die da stand „wie eine schöne Lilie unter Dornen“, am liebsten nach Ungarn zurückgeschickt oder in ein Kloster gesteckt hätten.

Aber ihr Verlobter, mit dem sie aufgewachsen war, wie eine Schwester mit ihrem Bruder, wie sie

sich denn auch selbst noch nach ihrer Verheirathung unter einander Bruder und Schwester nannten, der junge Ludwig hatte ihren hohen Werth wohl erkannt und eine herzliche Zuneigung zu ihr gefaßt. Als der Schenk von Bargula, der treue Gönner Elisabeths,

Paar, als Ludwig 21 und Elisabeth 14 Jahre alt waren, im Jahre 1221 durch den Segen der Kirche zusammengesprochen, Ludwig schön und schlank, voll fürstlicher Hoheit und leutseliger Anmuth, Elisabeth mit einem lieblichen Antlitze von blendender Weiße,



ihn einmal ernstlich über seine Absichten in Rücksicht auf seine Verlobte befragte, zeigte der fürstliche Jüngling auf den über den Höhenzug des Thüringer Waldes mächtig hervorragenden Inselberg und sagte: „Siehst du wohl den großen Berg dort? Er gehörte mir, und wenn er von Gold wäre, und doch wollte ich lieber auf ihn verzichten, als auf meine liebe Braut Elisabeth.“

So ward denn trotz aller Gegenreden das junge

das dunkelbraune Haare, die für südliche Abstammung zeugend, beschatteten. Die sechs Jahre, die sie nun in der glücklichsten Ehe an der Seite ihres Gatten verlebte, zeigten uns das reine, durch keinen Widerspruch getrübe Bild der liebenden Gattin, der frommen Christin und der mildthätigen Fürstin.

Während Ludwig eine gediegene und vielseitige Regententhätigkeit entwickelte, waltete Elisabeth in den durch echte Weiblichkeit gezogenen engeren Kreisen.

Vor allem sorgte sie unermülich für Kranke und Arme und theilte dabei ihre milden Spenden oft so überreichlich aus, daß Ludwig, wie sehr er auch ihr segensreiches Walten schätzte und billigte, ihrer Freigebigkeit doch zuweilen Schranken setzen mußte. Im

arbeiten noch Kleider und Schuhe fehlten, selbst ihre Prachtgewänder, um den Armen zu helfen.

Diese Zeit ist es, an welche die Sage anknüpft, deren lieblichste Blüthen Moritz von Schwind in den schon erwähnten Bildern so meisterhaft verkörpert hat.



Jahre 1226 war nach mehrjährigen Mißernten eine Hungersnoth ausgebrochen, die Elend und Seuchen im Gefolge hatte. Da ließ Elisabeth in Abwesenheit ihres Gemahls die fürstlichen Kornspeicher öffnen und Getraide unter die Armen vertheilen. Auch Brod und Früchte theilte sie mit großer Umsicht aus. Für Kranke und Arme baute sie ferner das Armenhospital in Eisenach und verkaufte, da auch im folgenden Jahre trotz der besseren Ernte den Feld-

Deutsche Jugend. 1.

Eines Tages, so berichtet die Sage, ging Frau Elisabeth den Schloßberg hinab, um nach ihrer Gewohnheit die Armen zu trösten. Es war das aber zu einer Zeit, in der ihr Gemahl, um ihrer allzu großen Freigebigkeit die nöthigen Schranken zu setzen, ihr das Austheilen von Gaben untersagt hatte. Und nun mußte ihr auf ihrem barmherzigen Gange gerade ihr lieber Gemahl, der zur Wartburg hinaufritt, begegnen. Rasch schlug sie den Mantel über

die Speisen, die sie trug. „Was trägst du da, liebe Schwester?“ fragte er nicht ohne Argwohn. „Rosen, lieber Bruder,“ antwortete sie in der ersten Bestürzung. „Laß doch sehen,“ sagte Ludwig mißtrauisch und schlug den Mantel zurück, und siehe, der Himmel,

Wartburg, für die ein stattliches Mahl angerichtet wurde. Schon hatte Elisabeth ihre besten Kleider angelegt, da sprach sie im Schloßhose ein Bettler um Hülfe an, dem es an der nothdürftigsten Kleidung fehlte. Ohne sich lange zu bestimmen, folgte



der Wohlgefallen an ihrem Liebeswerke fühlte, hatte das Wunder bewirkt, wodurch die Speisen in Rosen verwandelt waren. Ludwig sah wirklich einen Korb voll blühender Rosen — und ist nicht jede Gabe, die ein frommes und barmherziges Gemüth seinen armen Mitmenschen zudenkt, einer köstlichen Rose zu vergleichen? — und ließ die holbe Frau, sich seines Mißtrauens schämend, ungehindert weiter gehen.

Ein andres Mal waren hohe Gäste auf der

die gute Fürstin der augenblicklichen Regung ihres Herzens, warf dem halbnackten Bettler ihren kostbaren Fürstenmantel über und ging in ihr Zimmer zurück, weil sie sich ohne Mantel im Prunksaale nicht zeigen konnte. Als nun ihr Gemahl sie aufsuchte und sie mit den Worten: „Liebe Schwester, die Gäste warten!“ zum Kommen aufforderte, sagte sie: „Ich bin bereit, mein Bruder, wenn es dein Wunsch ist.“ Ohne eine Ahnung von dem Geschehenen zu

haben, schickte Ludwig eine Dienerin in die Kammer, um den Mantel seiner Frau zu holen, und siehe! der Himmel hatte wieder ein Wunder bewirkt und einen überaus schönen, hyazinthenfarbigen Mantel herniederfallen lassen, den die erstaunte Dienerin in

opfern mußte. Wenn sie dann auf die Burg zurückgekehrt war, schenkte sie den Mantel und die Kleidung, die sie auf dem Kirchgange getragen hatte, den Armen.

An ihrem Gemahle hing sie mit der vollsten



der Kammer fand und ihrer Herrin brachte. Die Bilder auf Seite 184 und 185 stellen dieses und andere Werke der Barmherzigkeit nach den cyklischen Compositionen von M. v. Schwind dar.

Wenn sie nach der Taufe eines ihrer Kinder ihren Kirchgang hielt, so legte sie ein schlichtes Wollenkleid an, nahm ihr Kind in den Arm und ging barfuß den steinigen Weg von der Burg hinab zur Kirche, wo das Kind eine Wachskerze am Altar

und hingebendsten Zärtlichkeit; aber leider sollte sie das Glück ihrer Ehe nicht lange genießen. Auf einem Reichstage hatte der Hohenstaufe Friedrich II. ihren Gemahl zur Theilnahme an einem Kreuzzuge berebet. Als Elisabeth das Kreuz in der Tasche seines Gürtelgehentes fand, wohin er es gesteckt hatte, um es ihren Augen zu verbergen, sank sie ohnmächtig zur Erde, denn sie fürchtete das Schlimmste von dem Kreuzzuge, zu dem er sich verpflichtet hatte. Und

ihre Ahnung irrte nicht. Ludwig starb, noch ehe er das heilige Land gesehen hatte, 1227 zu Otranto in Italien. Als Elisabeth die Schmerzensbotschaft schweigend und unter Thränen gehört hatte, sagte sie: „Tobt, ach! tobt ist mir nun die ganze Welt mit ihrer Lust und Ehre!“

Von ihren nun folgenden Leiden, die ihr namentlich durch ihren eigenen Schwager Heinrich Raspe, den Nachfolger Ludwigs, so wie durch die schöne Undankbarkeit selbst derer bereitet wurden, die sie mit ihren Wohlthaten überschüttet hatte, so wie von ihrem frommen und entsagungsvollen Leben in Marburg bis zu ihrem Tode am 19. November 1231 wäre noch viel zu erzählen, wenn es uns nicht zu weit von der Wartburg entfernte, zu deren Betrachtung wir nun zurückkehren wollen.

Die Gemälde des Landgrafenaaales führen uns aus der Geschichte der Regentenhäuser, sowohl des mit Heinrich Raspe ausgestorbenen Hauses der Saller als des in der Ernestinischen Linie noch jetzt in Thüringen regierenden Hauses Wettin, höchst ansprechende, Geschichte und Sage schön verflechtende Bilder gebiegener und echt deutscher Fürstentüchtigkeit vor; und wir freuen uns, dieselbe Tüchtigkeit in dieser Ahnen Enteln und Nachfolgern wiederzufinden, deren Bilder in einem andern Zimmer mit gebührender Pietät aufbewahrt werden, das für viele Besucher noch einen höheren Reiz hat, als alle Pracht und Sinnigkeit des Landgrafen- und Sängersaaales.

Es ist das Zimmer, in welchem Martin Luther seit dem 4. Mai 1521 eine Zeit lang unter dem Namen eines Junkers Jörg in tiefster Zurückgezogenheit lebte, als er in Folge seines unverzagten Auftretens in Worms vor Acht und Bann Zuflucht suchen mußte. Welche Erinnerungen knüpfen sich an dieses bescheidene, in der Einfachheit seiner Ausstattung so erhabene Lutherzimmer! Die Sage ist auch hier thätig gewesen, und noch wird an der Wand die Stelle gezeigt, wohin das Tintenfaß geflogen sein soll, das Luther, wie erzählt wird, nach dem Teufel warf, als er ihn in dem frommen Werke der Bibelübersetzung störte. Früher wurde sogar auch der Tintenleck noch an der Wand gezeigt, aber englische Reisende, die überall ein greifbares Andenken mitnehmen wollen, haben so oft und so viel Stücke der besleckten Wand abgekratzt und mitgenommen, daß anstatt des Kleckses jetzt ein Loch in dem Kalkbewurf der Wand ist.

Zimmerhin mag die Sage uns an die schweren Anfechtungen und inneren Kämpfe erinnern, denen der unvergleichliche Gottes- und Geistesstreiter auch hier in seinem friedlichen Patmos, wie er diesen

stillen Aufenthalt gern nannte, ausgesetzt war. Denn er hatte den Kampf mit der römischen Kirche nicht leichtsinnig, sondern mit schwerem Herzen aufgenommen, und verhehlte sich nicht, daß sein kühnes Vorgehen zu einem Bruch mit der ganzen bis dahin herrschenden alten Weltordnung führen mußte. Und wenn ihn auch das Bild der neuen Welt, die daraus hervor gehen sollte und die er im Geiste schaute, wohl darüber trösten konnte, so wußte er doch auch, daß keine neue Welt ohne erschütternde Schmerzen ins Leben treten kann.

Und wenn wir so den herrlichen Mann in seinem Geistesringen und Kämpfen uns vorstellen und dabei diese immerhin massiv gebiegene Kraft aber doch zugleich rührende Einfachheit der Geräthe erblicken, deren er sich hier bediente, so ergreift uns dieses bescheidene Lutherzimmer fast noch mehr als die Lutherkapelle des Landgrafenhauses, obgleich diese andererseits doch wieder als ein wahres Kleinod der Wartburg bezeichnet werden muß. Wer das Glück hat, unter seinen Begleitern einen guten Orgelspieler zu haben, der sich in aller Stille an die Orgel setzt und den Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott“ anstimmt, der wird den Eindruck, den dieses siegesgewisse Kampflied des Protestantismus gerade an dieser Stelle auf jeden Protestanten machen muß, in seinem Leben nicht wieder vergessen. Ja das ist das große Kriegs- und Sturmlied des Gottesstreters Luther, durch dessen Klänge die den Fortschritt der Menschheit bannenden Mächte gebrochen und eine neue Welt des Geistes geschaffen ist. Das freie England, das freiere Amerika und vor Allem das in Wissenschaft und Kunst neu erblühte Deutschland — sie wären ohne die Strömung, die von Luther ausgegangen ist, alle nicht denkbar. Die ganze neue Welt ist erst durch ihn ins Leben gerufen.

Und so erinnern wir uns auf der Wartburg gern auch des Musenhofes von Weimar, dessen Fürst ja zugleich auch der Burgherr der Wartburg war, und sehen im Geiste Goethes weltoffenes großes Auge an dem Blicke nach Eisenach hinunter oder nach dem Thüringer Wald hinauf sich erfreuen, sehen Schillers sinnend geneigtes Haupt an seiner Seite, oder Herders feierlichen Ernst und Wielands gutmüthige Schalkheit, wie sie der Wartburg einen Besuch abstatten, um von dort nach dem benachbarten Wilhelmsthal, dem anmuthigen Lustschlosse Karl Augusts zu wandeln, wohin seit 1832 die Reisenden am liebsten durch das liebliche Marienthal und das wildromantische Annathal wandern.

Mit Stolz blicken wir auf die zweite Blüthenperiode unserer Dichtung zurück, die wir den ge-

nannten Dichtern vornehmlich verdanken; aber wir erinnern uns auch, daß aller Glanz dieses Reiches der schönen Geister uns nicht den Mangel eines einigen Vaterlandes und eines gesunden Staatslebens ersetzen konnte, an dem Deutschland seit den furchtbaren Schlägen des dreißigjährigen Krieges krankte, und von dem es sich nie ganz erholt hätte, wenn nicht die Vorsehung in Preußen einen festen Kern und Halt aufgespart hätte, mit dessen Hülfe wir das gesegnete Wunder der Neugeburt des deutschen Reiches in unsern Tagen erlebt haben.

Auch für diese erhabenste Kundgebung des

Schriften undeutsch gesinnter und vaterlandsfeindlicher Schriftsteller zu verbrennen, den lebhaftesten Anklang. In Folge der Gerüchte, die über diese Verbrennung verbreitet wurden, fanden sich hochgestellte Staatsmänner schwer beleidigt; und da man auch die Ermordung des russischen Staatsrathes August von Kokebue durch den Studenten Sand in unmittelbare Verbindung mit dem Wartburgsfeste setzte, so wurden die deutschen Burschenschaftler — so hießen die Studenten, die für die Herstellung des deutschen Reiches schwärmten — eine lange Reihe von Jahren aufs bitterste verfolgt und zum Theil zu



deutschen Geistes fehlt es nicht an einer Wartburgserinnerung. Als die glorreiche Erhebung Deutschlands in den Jahren 1813—1815 das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt hatte, mußte die vaterländische Begeisterung bald wieder dem kleinlichen Geiste der Zerrissenheit und Zerstückelung des Vaterlandes weichen; aber die deutsche Jugend bewahrte das heilige Feuer in ihren Herzen, und am 18. Oct. 1817 traten Vertreter der deutschen studirenden Jugend auf der Wartburg zusammen, um sich zu geloben, daß sie mit allen Kräften des Geistes für die Einigung des zerrissenen deutschen Vaterlandes wirken wollten. Die Jugend liebt es, ihren Empfindungen einen sinnbildlichen Ausdruck zu geben, und so fand der Vorschlag, in dem Feuer der nach dem Fackelzuge zusammengeworfenen Fackelreste, die

lebenslänglicher Festungsstrafe verdammt.

Einer von ihnen wohnt jetzt auf seiner hübschen Villa am Fuße der Wartburg. Es ist der in ganz Deutschland bei Hoch und Niedrig beliebte humor- und gemüthvolle platt- oder, wie wir richtiger sagen sollten, niederdeutsche Dichter Fritz Reuter. Es mag ihm wohl wunderbarlich zu Muth sein, wenn er jetzt die Wartburg hinaufsteigt und, falls er bei Laune ist, in der gleichfalls im mittelalterlichen Stile wiederhergestellten und mit vielen ernstern und spaßhaften altdeutschen Sinnsprüchen geschmückten Wartburgsherberge (auf unserm Bilde rechts) die Fremden, die oft seinetwegen vorzugsweise nach Eisenach gekommen sind, mit seinen Gesprächen erfreut.

Denn es ist in der That eine der wunderbarsten Wandlungen unserer Geschichte, die wir erlebt

haben, der zufolge dieselben Gedanken und Wünsche, um derenwillen damals die Jünglinge als Hochverräther verdammt wurden, durch die mächtigsten und geliebtesten Fürsten unserer Zeit verwirklicht und zum besten Theil erfüllt sind. —

So sehen wir, daß der Sturm der Zeiten wohl manche Blüthe knicken und manchen Fruchtansatz abschütteln kann, daß aber jeder wahrhaft lebensfähige nationale Gedanke, wie lange er auch zurückgedrängt oder zu trägem Schlummer verdammt ist, dennoch zur rechten Zeit in's Leben tritt, wenn nur die rechten Männer da sind, ihn zu wecken. Gott sei gedankt, daß er uns in unserm Kaiser und Könige Wilhelm und seinem Reichskanzler die rechten Männer zur rechten Zeit gegeben hat!

So haben wir denn gesehen, daß die Erinnerungen, die sich an die Wartburg knüpfen, mit den bedeutendsten Entwicklungsringen am Baume des deutschen Lebens eng zusammenhängen, und so verdient sie vor allen Burgen Deutschlands besonders als Kleinod und Heiligthum geehrt und gefeiert zu werden.

Wie Thüringen ein natürliches Bindeglied zwischen Nord- und Süddeutschland bildet, so ist die Wartburg ein ehrwürdiges Denkmal der Erinnerung und Mahnung für alle Deutschen, die Güter der Menschheit und des Geistes zu wahren, durch die Deutschland groß geworden ist.

Baukönig.

Von August Sturm.

Illustration von Wilhelm Georg.



Ein König bin ich vom Baume,
Weiß nichts von Leid und Weh,
Hab' immer gute Laune,
Frag' nichts nach Frost und Schnee.

Mit keinem mag ich tauschen;
Sing lieber ein frohes Lied,
Als frohen Liedern zu lauschen
Mit unzufriednem Gemüth.

Ich singe zu jeder Stunde,
Und Frohsinn ist mein Thron;
Geht einst mein Reich zu Grunde,
Flieg' ich vergnügt davon.

Drum bleib' ich König vom Baume,
Begehre kein andres Reich;
Hab' immer gute Laune,
Bin König und Säng'er zugleich.

Einem Knaben ins Stammbuch.

Von Heinrich Stadelmann.

Sahst du einst im Glanz des Maien
Eines Baumes zarte Hülle?
Blüthen sich an Blüthen reihen,
Boten künft'ger Früchtefülle.

Sahst du, wie im Herbst die müden,
Reichbeladenen Zweige sinken?
Statt der holden Frühlingsblüthen
Reife Früchte lieblich winken. —

Schau, mein Sohn, du gleichst dem Baume;
Manche Blüthe hegt dein Leben,
Und nach flücht'gem Jugendtraume
Sollst du süße Früchte geben.

Run, so wachse frisch und kräftig!
Grün' und blüh' zu Gottes Ehre!
Sei kein Sturmwind dir zu heftig
Und kein Reif dich je verfehre!

Die deutsche Natur im Kreislaufe des Jahres.

Von

Dr. Karl Rus.



Zur Januar.

Eisblumen, starr, kryhallen an den
Eisbecken,
Wie ein Gebege gen der Sturmnacht
Tosen,
Sie flüstern mir, indes die Stimmer
stünden:
Wir sind die Weiser schöner Frühlingrosen.

Anastafius Grün.

Nur schlummernd, nicht erstorben, ruht die ganze Natur; wohlverwahrt ist alles Leben in Knospen, Keimen, Wurzeln und Samen, in Eiern, Larven, Puppen oder vollkommenen Thieren. Wohl ist es eine der lehrreichsten Winterbetrachtungen, jene ersteren kennen zu lernen als die tiefverborgenen Anfangspunkte des künftigen Pflanzenlebens, zu schauen, wie die Natur so vorsorglich mit schützenden Hüllen sie umgeben und zugleich sie ausgerüstet mit Vorräthen an Nahrungstoffen, für den ersten belebenden Sonnenstrahl bereit, zur freudigen Entwicklung und Entfaltung.

Während aber alles Pflanzenleben im scheinbaren Tode verharret, darf der verständnißvolle Blick sich doch

auch jetzt an einigen wirklichen Blumen erfreuen. Auf dem schwarzen, fruchtbaren Acker der Gartenbeete hat der Wind eine Stelle freigeweht und, belebt von den Strahlen der Mittagssonne, entfalten sich hier die weißen Sternchen der Bogelmiere, die weißen und röthlichen Blumen der Wieswurz, die mattblauen Blümchen des kleinen Ehrenpreis, die Lippenblüthen der rothen Taubnessel und auf dem abgethaunten Wiesenfeld daneben auch einige Maßlieben, die holden Tausendschönchen oder Gänseblümchen.

Mit Recht nennt man diese bescheidensten Kinder unserer heimischen Blüthenwelt „zeitlose Blumen“, denn sie erschließen sich dem warmen Sonnenstrahl zu jeder Jahreszeit.

Nicht minder anregend und lehrreich ist es, den schlummernden Insekten oder Kerbtieren nachzuspüren in ihren Schlupfwinkeln in den Spalten der Rinde, im Bast, Holz und unter welchem Kraut und dürrem Laub, in der Erde Schoof u. s. w. Noch vielmehr nimmt natürlich die höhere Thierwelt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Trotz Sturm und Wintergraus schmettert der Zaunkönig sein Liedchen von der Wetterfahne eines Hauses herab und am einsamen Wildbach im Walde singt die Wasseramsel. Die Emsigkeit der Meisen, Goldhähnchen und Baumläufer, welche jetzt in Schwärmen rastlos herumziehen, erfreut umsomehr unser Herz, da sie Gärten und Haine von den schädlichen Insekten säubern. Haubenerlchen, Goldammer, Hausperlinge, Krähen, Dohlen und selbst Elstern ziehen als Wintergäste in die Straßen der Dörfer und Städte ein, und tummeln sich vor den Scheunen oder auf den Futterplätzen, welche mildherzige und einsichtsvolle Vogelfreunde für sie einrichten. Hier finden sich dann auch noch zahlreiche Schwärme von Hänflingen, Dompfaffen, Stieglitzen und Zeisigen ein.

Auf einem einsamen Baume im Felde sitzt ein großer Würger, im Borholz flattern Amseln und Drosseln umher, ein Schwarzspecht klappert an dürren Nesten und auf den Kiefernzweigen sitzen Kreuzschnäbel, am Waldesrande streichen Gabelweihen und Bussarde entlang, nach den Mäuschen auspähend, welche der Nahrungsmangel hervortreibt. Sperber und Hühnerhabicht verfolgen die Rebhühner auf dem Felde, auch die Auer-, Vork- und Haselhühner, wenn dieselben sich aus den Kiefernsonnungen hervorwagen. Selbst bei Tage kommen jetzt während der Kälte Steinkäuze und verschiedene andere Eulen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und auch der Uhu, die größte und allein schädliche unserer einheimischen Eulen, zieht trotz aller Verfolgung bereits mit der kaum andbrechenden Dämmerung auf Raub aus.

Am sprudelnden Quell tummelt sich ein einsamer Eisvogel und um die offenen Stellen des Landsees haben sich Hunderte von bunten Enten eingefunden. Hoch oben in der klaren Winterluft schwebt ein Steinadler vorüber, den Nahrungsmangel und Kälte aus seiner gebirgigen Heimat ebenfalls vertrieben haben.

In den bis hierher erwähnten Angehörigen der gesiederten Welt haben wir die meisten unsrer Stand- und Strichvögel vor uns.

Weniger auffallend als die Vögel erscheinen uns die Vierfüßler. Wohl sehen wir in großer Kälte selbst bei Tage einen Fuchs nahrungsuchend weithin über die Felder schweifen, und ebenso tummeln sich die Eichhörnchen im Borholz umher. Auch kommen in der kaum beginnenden Dämmerung die Hasen an die Kohlgärten heran. Wie viele mehr Thiere hier aber des Nachts regsam waren, das verräth uns des Morgens die Schneedecke, auf

welcher wir noch die Spuren des Baum- und Steinmarders, des Iltis und großen Wiesel, der Fischotter und wohl gar die einer Wildfage entdecken. Wenn die Witterung jetzt milde wird, so beginnen zuweilen schon die Fledermäuse zu erwachen, verkriechen sich jedoch bald wieder.

Ein liebliches Winterbild führt uns der Griffel eines leider zu früh verstorbenen Künstlers (Robert Kreyssmar*) vor's Auge. Da wiegen sich die Kreuzschnäbel geschäftig auf den beschneiten Kiefernzweigen und unterhalb schlüpfen kleine Wiesel aus dem Baue, um Jagd auf Mäuse u. dgl. zu machen. Fernhin im Walde läßt ein stattlicher Rothhirsch seinen herausfordernden Schrei erschallen, welcher wahrscheinlich einen Gegner herbeiruft, mit dem dann ein Kampf auf Tod und Leben beginnt, bei welchem der Jäger gern den dritten Mann spielt.

Gegenwärtig ist die Jagd am regsamsten im ganzen Jahre. Hochwild und Rehböcke werden gepürscht, Hasen, Füchse und Wildschweine auf Treibjagden erlegt. Alles Raubwild, wie Füchse, Marder, Fischottern u. a. werden eingekreist, d. h. auf dem frischgefallenen Schnee abgespürt, durch Dachshunde aus den Bauen und Verstecken getrieben und geschossen. Fischottern werden auch des Nachts auf dem Anstade erlegt, auch werden sie und alles andere Raubwild in Eisen und Fallen gefangen. Jetzt ist das Pelzwerk aller dieser Thiere am besten und liefert die höchsten Erträge.

Betrachten wir beiläufig auch noch andere menschliche Thätigkeit, so finden wir, daß es im Walde sehr lebhaft zugeht. Es ist die günstigste Zeit zum Fällen von Nutz- und Brennholz.

Die Aufmerksamkeit sinniger Naturfreunde wird jetzt auch durch eine ganz besondere Thätigkeit der gestaltenden Naturkraft in Anspruch genommen. Es sind die schönen Gebilde des Frostes, welcher die Glasscheiben mit Fensterblumen überzieht, die Nester eines kahlen Strauches gleichsam in glänzendes Brillantgeschmeide verwandelt, ein welches Blatt oder das Moos wie mit Silbersammet überhaucht, in den Schneekristallen uns eine unendliche Mannigfaltigkeit von wahrhaft schönen Formen und Gestalten vor's Auge zaubert und, von der Decke der Gewässer, den Eiszapfen an der Dachrinne bis zu den gewaltigsten Gletschern und anderen Eisbildungen der Gebirge uns überall Anlaß zu Staunen und Bewunderung giebt.

Der Frost entfaltet zugleich eine sehr nützliche Thätigkeit, welche für den Naturhaushalt von großer Wichtigkeit ist. Betrachten wir die Eiskruste, welche den Acker nach jedem Nachtfrost überzieht, so finden wir, daß sie aus lauter kleinen Keilen besteht, welche vortrefflich dazu ge-

*) Aus Dr. Karl Ruß, „Durch Feld und Wald.“ (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

eignet sind, die harte und zähe Erde zu zerkleinern, aufzulockern und für die Aussaat der Natur vorzubereiten. Doch auch sehr schädlich werden diese Gebilde des Frostes, namentlich dem Kiefernwalde. Wenn feuchter Schnee massenhaft gefallen und darauf sogleich starker Frost eingetreten, so erscheinen die jungen Kiefern wie mit weißen Polstern überladen. Dann darf nur wiederum dichter Schnee herabkreiseln, um ein großes Unheil hier anzurichten, indem der „Schneebruch“ in seiner ganzen Schrecklichkeit eintritt und die Bäumchen massenweise vernichtet oder doch für immer verstümmelt.

Auch zum Sternenhimmel empor müssen wir unsere Blicke wenden, um die Natur recht kennen zu lernen. Hoch am nördlichen Himmel glänzt das Sternbild des großen Bären, auch der große Himmelswagen genannt, und in seiner Nähe erblicken wir den schönen hellen Polarstern. Ihnen entgegengesetzt, am südlichen Himmel, zieht sich die Milchstraße von Südost nach Nordwest. Gegen Osten hin erblicken wir das Sternbild des Fuhrmanns mit der Capella und nach Westen hin das Sternbild der Cassiopeja. Unweit von hier befinden sich die Sternbilder des Thierkreises, Wassermann, Fische und Widder mit dem prächtig blinkenden Sterne Aldebaran. Das prachtvollste Sternbild des Himmels, der Orion, strahlt im Osten rechts von der Milchstraße, links nach Nordosten hin befinden sich die Sternbilder Zwillinge, Krebs und Löwe, und unterhalb des Orion ist das Sternbild des großen Hundes, mit dem hellsten Fix-Stern des Himmels, dem Sirius.

Eine Fülle von Naturgenüssen bietet auch diese Winterzeit; die herrlichsten Sonnenauf- und Untergänge des ganzen Jahres, schöne Fernblicke in die malerische Winterlandschaft, sei es im Sonnenglanz, in welchem die Schneeflächen glänzend schimmern und die Schlagshatten schön lafurbrau sich abzeichnen, sei es bei gedämpftem Licht, dessen blaugraue Nebel die Gegenstände geheimnißvoll hervortreten lassen. Dazu kommen noch sternreiche, schöne Mondscheinächte, in welchen die Baumshatten vom silberweißen Grund sich abheben und unsere lebhafteste Einbildungskraft eine ganz andere, zauberhafte Welt um uns hergaukelt.

Im Februar.

Winter weint die hellsten Thränen
Und ich fühle Frühlingsehnen,
Lust und Freude; frisch wie Thau,
Lacht zu mir des Himmels Blau.

Klaus Groth.

Noch tobt der Nordost gar eisig über die schneebedeckten Fluren und dennoch tritt uns jetzt bereits das Deutsche Jugend. I.

erste erwachende Leben erfreuend entgegen. Wir athmen hoch auf, sobald wir, um eine dichte Waldecke gelangend, ein stilles Plätzchen finden, auf welchem die Wirkung der Sonnenstrahlen zur Geltung kommt.

Schon beginnen einige der bei uns überwinterten Vögel mit dem Nestbau und mildes Wetter bringt uns regelmäßig die ersten zurückkehrenden Wandervögel.

Die hochnordischen Gäste, Schneeammern, Wachholderdrosseln, Seidenschwänze und andere, ziehen schnell bei uns durch, zurück in ihre Heimat. Auch die größten nordischen Wanderer, Wildenten und Wildgänse, schweben nordwärts dahin, und aus den Straßen verschwinden die besiedelten Wintergäste, Krähen, Haubenlerchen und Goldammern, und ziehen sich auf die abgethautes Hügellabhängen zurück.

Nur zu oft kehrt aber die rauhe Winterwitterung noch immer einmal wieder, in Schneegestöber und Frost, in Sturm und Graus. Dann ist es um so nothwendiger, den Vogelfutterplatz milden Herzens reichlich zu versorgen, vom Schnee freizufehren und täglich mehrmals Futter darauf auszustreuen, weil andernfalls gerade jetzt noch gar viele herzige Vögel an Nahrungsnoth umkommen können.

Trotz des rauhen Wetters beginnen in allen Pflanzen bereits tief eingreifende Verwandlungen der Stoffe; ein neues Leben beginnt sich im Innern zu regen und giebt sich bald dem Auge des Beobachters kund.

An den noch ganz kahlen Zweigen des Haselnußstrauchs erglänzen gleichsam aus den Knospen purpurne Sternchen, die weiblichen Blüten, während die sog. Primel oder Kästchen, die männlichen Blüten, ihren goldgelben Staub austreuen. Auch der blätterlose Kellerhals oder Seidelbast entfaltet purpurrothe duftige Blümchen. Schneeglöckchen und Leberblumen lächeln uns schon freudig entgegen, und wie um unsere Freude zu erhöhen, erhebt sich die erste Feldlerche mit weithin schallender Zuhelstimme in die klare blaue Luft.

Der kräftig ausgewachsene Hirsch wirft jetzt sein Geweih ab, wovon der Monat den Namen „Hornung“ trägt.

Sogar aus der kleinsten Thierwelt vermögen die Strahlen der Februarsonne schon Leben wach zu rufen. Rothbäuchige Salamander schlängeln sich an die Oberfläche des Wassers empor, um Luft zu schöpfen, und ebenso erwachen Frösche und Kröten und kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Ein kleiner rother Schnabellerk, welcher aus der Baumrinde oder aus Mauerritzen hervorkriecht, wird von den Kindern als „Soldätkchen“ begrüßt. Hin und wieder ein einzelner Schmetterling, ein kleiner Fuchs oder Citronenvogel, einige Bienen, wohl gar schon Mücken, Köcherfliegen u. a. lassen sich von den warmen Sonnenstrahlen verleiten, ihre Zufluchtsorte zu verlassen

oder ihre Puppengehäuse zu zersprengen. Doch sie sind meistens verloren: ein eisiger Hauch ertödtet sie, ein Schneeschauer begräbt sie.

Ein wunderbarer Kampf tobt jetzt in der Natur, unverständlich für die meisten Menschen und doch von außerordentlicher Wichtigkeit und von großem Interesse für den Blick des Kundigen. In jeder Nacht schmiedet der Frost einen neuen Eispanzer über Wiese und Feld und befestigt die Decke des Sees aufs Neue; doch an jedem Mittage räumen die kämpfenden Naturmächte, die wärmenden Sonnenstrahlen, der erweichende Regen, das rüttelnde Wasser und der brechende Wind siegreich diese Schranken wieder fort und zerstören gar mächtig auch die alten. So währt dieser Kampf der feindlichen Gewalten rastlos und ununterbrochen viele Wochen hindurch, bis nach allmählichem, immer sichtbarerm Erlahmen der rauhen Mächte, endlich der Sieg des Frühlings über den Winter entschieden ist. Von immer wichtigerer Bedeutung zeigt sich dieser Vorgang für den Naturhaushalt. Denn wir sehen deutlich, daß durch das Schmelzen, Tief eindringen, Wiederfrieren und Wiederaufthauen des Wassers der Boden immer mehr aufgelockert und vorbereitet wird für die demnächst sich entwickelnde Pflanzenwelt.

Im März.

Schon schmilzt der Schnee im lauen Wind,
Lebendig wird's in Ström und Bächen,
Es will der Lenz, das frohe Kind,
Mit hundert Zungen zu uns sprechen.
Von seiner langen Reise kam
Der Storch, die Schwalbe kehrt zum Neste;
Man legt hinaus den Wintertram
Und rüftet fröhlich sich zum Feste.

Hermann Kette.

Nicht umsonst trägt dieser Monat seinen Namen nach dem Kriegsgott des Alterthums. Immerwährend und ganz offenkundig — nicht mehr wie bisher, nur zeitweise oder gleichsam versteckt — tobt jetzt allenthalben der Kampf der Naturgewalten in der leblosen, wie in der lebendigen Natur.

Mit dem wärmeren Wehen der Luft beginnt's fort-dauernd von den Höhen zu rieseln, die Eisdecken der Gewässer werden zersprengt und immer reißender stürzt der Bach seine getrübbten Fluten in's Thal hinab.

Jene Blümchen, welche uns im vorigen Monat gleichsam nur als die ersten Boten des nahenden Frühlings erschienen, sie treten uns jetzt zahlreich und mannichfaltig entgegen. Es sind Schneeglöckchen, Leberblümchen, Seidelbastblüthen, denen sich dann die ersten Märzveilchen, Hundsvleichen, Anemonen, die silbernen Rätzchen der Sahlweiden und Aalepappel, die unscheinbaren der Erle,

Küster, Espe, die weißen Blumen des Schwarzdorns und die pupurrothen des Lerchensporns anschließen. Vorzugsweise zahlreich rufen die Sonnenstrahlen jetzt goldgelbe Blüthen gleichsam wie im Widerschein hervor, liebliche Schlüsselblumen, zahlreiche Hahnenfuß, Buschwindröschen, und im Garten Krokus und Primel.

Immer von neuem stürzt des Wetters Toben über alle diese zarten „Märzenblümchen“ her, und dennoch kann auch die ungünstigste Bitterung jetzt die freudige Entwicklung alles Naturlebens nicht mehr aufhalten und noch weniger das erwachende Leben der Thierwelt.

„Märzhäschen“ hüpfen im jungen Klee und die ersten Winter schläfer erwachen, Dachs, Igel, Hamster, Haselmaus und Fledermäuse. Das Geweih der alten Hirsche beginnt wieder hervorzuwachsen, während die jüngeren immer zahlreicher das ihrige jetzt abwerfen.

Die großen Schaaren der bis jetzt umherstreichenden Vögel, wie Zeisige, Hänflinge, Grünsinken, Goldammer und alle übrigen Körnerfresser vertheilen sich bereits in einzelne Pärchen und suchen die Brutorte auf, während die Insektenfresser, wie Meisen, Baumrutscher, Goldhähnchen u. a. noch meistens bis zum Ende des Monats zusammenbleiben. Viele Pärchen sind bereits mit dem Nestbau, andere mit der Brut beschäftigt.

Die letzten nordischen Wanderer aber eilen schnell hinweg, ihren Heimatsgegenden zu, während unsere heimischen Wandervögel immer zahlreicher aus den Winterherbergen zurückkehren.

Doch die Vögel erfreuen uns nicht allein durch ihr Erscheinen, sondern viel mehr noch durch den allenthalben erwachenden Gesang. Ein jubelnder Sänger weckt jetzt den andern; die Lerche hoch aus der blauen Luft herab und der Goldammer dicht neben uns auf einem Steine, die Singdrossel aus dem Wipfel einer alten Föhre, Rothkehlchen, Zaunkönige, Hänflinge und andere lassen ihre Stimmen um die Wette erschallen und bejubeln mit ihren süßesten Melodien den nahenden Einzug des lieben Frühlings. Am lautesten lassen sich die Staare hören, und die Finken mit ihrem klangvollen Schläge.

Die Kriechthiere oder Amphibien kommen immer zahlreicher hervor, Frösche, Kröten in den Sümpfen und an den Quellen, Eidechsen, Blindschleichen, Nattern und giftige Kreuzottern im Gestrüpp und Gras.

Immer zahlreicher wird auch die Welt der Kerbthiere lebendig, vielerlei Käfer, namentlich Lauf- und Blattkäfer, kommen hervor. Von Schmetterlingen fliegen schon der kleine Fuchs, der Citronenvogel und das Pfauenauge. Die Bienen tragen gewöhnlich schon fleißig ein und die Ameisen sind nicht minder regsam.

Das großartigste Naturspiel bildet jetzt der Eisgang. Durch den Zulauf des von den Hügeln und Bergen herab-rinnenden Wassers schwillt der Fluß mehr und mehr an

und hebt den schon längst gelockerten Eispanzer, bis er ihn knallend und prasselnd zertrümmert in zahllose Schollen, welche die reißende Strömung schaukelnd und einander stoßend hinweg trägt, hier und da zu gewaltigen Wällen aufstürmt und sie dann wieder fortschwemmt, bis sie, theilweise an den Ufern liegen bleibend, durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen in Säulen und Splitter auseinanderfallen, oder bis sie, immer wieder hier und da aufgethürmt und wohl gar den Bruch der Deiche und Dämme verursachend, zuletzt in's Meer hinausgeworfen werden.

Blicken wir in einer Märznacht zum Himmel empor, so gewährt derselbe uns den schönsten Anblick im ganzen Jahre. Das Sternbild der Jungfrau ist im Osten vol-

lends emporgestiegen und kündigt uns den herangenahen Frühling. Im Süden steht das Sternbild des Krebses, im Norden das des Drachens und über diesem das der Waage. Der Thierkreis senkt sich bereits zum Horizont hinab und die Milchstraße hat sich fast bis zur Hälfte des westlichen Himmels emporgearbeitet.

Die Erde hat in ihrem Sonnenumlauf den tiefsten Punkt ihrer Bahn erreicht. Jetzt sind die Tage bereits sehr bemerkbar länger geworden und am 21. März, dem Tage des Frühlingsanfangs, ist bekanntlich die erste Tag- und Nachtgleiche — ein Zeitpunkt, welchen unsre alten heidnischen Vorfahren (ebenso wie die zweite Tag- und Nachtgleiche im Herbst, und auch den längsten und kürzesten Tag) immer mit Festlichkeiten beginnen.

Der erste Ausgang.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Text von Friedrich Oldenberg.



Nun komm, du goldner Sonnenschein,
Zu meinem Herzenskinde!
Schließt es in eure Arme ein,
Ihr warmen Frühlingswinde!

Die Augen auf, du kleiner Mann!
Schau' in die Himmelsweiten,
Und guck' die lichte Welt dir an
Mit ihren Herrlichkeiten!

Der Himmel, dran die Wolke zieht,
Der hunte Blumenreigen,
Die Lerche und das Lerchenlied,
Sie alle sind dein eigen.

Und du, mein Herz, und du bist mein,
Du süße Frühlingsblüthe,
Mein Schreihsals und mein Vögelein.
O daß dich Gott behüte!



Von

Johann Meyer.

Kreuz- und Quersilberräthsel.

1	2
3	4

Ein zwei kommt oft und sagt kein Wort
Und setzt sich zu dir nieder,
Und jagst du es auch zehnmal fort,
Es kommt wohl zehnmal wieder.

Es ist mit dir und trinkt mit dir
Gar häufig ungebeten,
Und macht oft einen Punkt, wie hier .
Wo gar kein Punkt vonnöthen.

Ein vier ist dir gewiß bekannt,
Oft tritt man es mit Füßen,
Oft streichelt man es mit der Hand,
Als könnte man es küssen.

Im Zimmer oft, oft auf dem Flur,
Oft draußen auf der Gasse,
Zuweilen auch ein Theilchen nur
Von Teller, Topf und Tasse.

Drei zwei wird dir nichts Neues sein;
Bracht' dir der Storch zur Freude
Ein Schwester- oder Bräuderlein,
Sie brauchen's alle beide.

Es geht in Hütte und Palaß
Und häufig an der Beine,
Doch nie zu Tisch und nie als Gast,
Und immer ohne Beine.

Wie steht's denn nun mit drei und vier?
Das kennst du auch nicht minder;
Es ist ein wahres Lustrevier
Im Sommer für die Kinder.

Und nicht allein zur Sommerszeit;
Man sieht sie dort inmitten
Des Winters auch, wenn's friert und schneit,
Auf Schlittschuh und am Schlitten.

Nun forsch darauf, du Knacker, du,
Mit deinen rothen Backen;
Bier Nüsse sind's, heiß wacker zu,
So lange bis sie knacken!

Von

Julius Sturm.

In einen Saal trat jüngst ich ein,
Da standen Gelehrte in langen Reihen,
Zu ihnen hatten sich Dichter geschaart,
Gedankentief, schwungvoll und zart;
Doch alle standen in tiefer Ruh
Und kehrten mir stumm den Rücken zu.
Ich hatte eben freie Zeit
Und nahm bald den, bald jenen bei Seit'
Und kehrte ohn' lang Primborium,
Doch höflich, die Rückendreher um.
Als sie nun keinen Ausgang sahn,
Da huben sie zu reden an;
Sie redeten Sprachen gar mancherlei,
Mir wurde seltsam wirr dabei;
Sie sprachen klug und sie sprachen dumm.
Ein Mählrad ging mir im Kopf herum.
Mir war, als athmet' ich Moderdust,
Ich sehnte mich nach frischer Luft
Und eilte schnell aus Saal und Haus
In Gottes freie Welt hinaus.
Da lag vor mir ein großes Buch
Und in ihm las ich Spruch um Spruch;
Wie wurde mir um's Herz so frei,
Ich fühlte mich fromm und fröhlich dabei.
Nun rathe stink, wo ich war, mein Kind,
Und nenne mir jenen Saal geschwind,
Und nenne mir auch das große Buch,
Darin ich gelesen Spruch um Spruch.

Von

Karl Reinhold.

Erste Sylbe.

Es trägt dich über Bach und Fluß
Und hält dein Beinleid fest am Fuß,
Und hielt's die Saiten nicht gespannt,
Klang' keine Fiedel mehr im Land.

Zweite Sylbe.

Es ruht im Keller tief am Faß;
Es überzudert Strauch und Gras;
Es schmückt das Ohr, den Arm, die Hand;
Den Bär führt man an ihm durchs Land.

Beide Sylben.

Als flimmernd einst an hellem Tag
Die zweite auf der ersten lag,
Sprach aus dem Ganzen ein Poet,
Was als Charade vor euch steht.



von
Robert Löwike.

I.

Frau Gertrud hatte Eier zum Verkauf nach der Stadt gebracht, mehr als 150, aber weniger als 200. Ehe sie auf den Markt ging, zählte sie ihre Eier genau und sagte: „Schade, daß ich sie nicht nach Duzenden verkaufen kann, dann würde ich sie gerade alle los werden und keines übrig behalten. Da ich sie aber nach Mandeln verkaufen muß (1 M. = 15 St.), so werden mir 3 Stück übrig bleiben.“ Wie viel Eier hatte Frau Gertrud?

II.

Als der Befreite Schulze nach Beendigung des letzten großen Krieges aus Frankreich in die Heimath zurückkam, brachte er außer dem eisernen Kreuz und einer großen Narbe auf der Stirn, auch noch ein Beutelchen mit Francs mit, welche er sich während der letzten Monate in Frankreich gespart hatte. Da er aber fürchtete, daß er das verwünschte Zeug in seinem Dorfe nicht los

werden würde, so wechselte er die Francs, deren Anzahl zwischen 60 und 80 betrug, zuvor in Berlin ein, und der Franc wurde dabei zu 8 Silbergroschen gerechnet. Er erhielt eine Anzahl von blanken Thalern und 14 Silbergroschen dazu. Wie viel Francs hat er dann eingewechselt?

III.

Karl ist ein tüchtiger Rechner, und seine Tanten meinen alle, er müsse entweder ein Dase oder ein Rothschild werden. Er ist ein ganz besonderer Freund von Nüssen und hatte sich zu Weihnachten einen hübschen Vorrath angesammelt, mehr als 50, aber weniger als 100 Stück. Gern hatte er sie vor sich auf dem Tische und schichtete sie in Häufchen oder Reihen. Wenn er sie in Häufchen zu je 9 hinlegte, so behielt er 4 Stück übrig. Wenn er sie aber in Häufchen von je 7 hinlegte, so blieben ihm 3 Stück übrig. Wie viel Nüsse hatte Karl?



Auflösung der Knackmandeln in vorigem Hest.

I.
U L M
L E A
M A X

II.
M A I
A A L
I L L

III.
E I S
I D A
S A U

IV.
S A U
A A R
U R I

V.
O H R
H A I
R I O

Die zwei anderen.

1.

In Onkel Anton's Garten sind 120 Nelken, 150 Tulpen, 90 Leucoien, 121 Georginen und 366 Afern.

2.

Der erste Korb enthielt ursprünglich 30, der zweite 14, der dritte 12 und der vierte 8 Äpfel.



Auflösung der Räthsel in vorigem Heft.

I. Räthsel von Carl Simrock.

1. Feuer. 2. Mastbäume. 3. Gar keine, sie haben Läufe. 4. Orgel. 5. Schnecke. 6. Hahn.
7. Falsches Geld. 8. Glocke. 9. Sonnenuhr. 10. Gänsefeder. 11. Hunger. 12. Maultwurf.

II. Räthsel von Carl Reinhold.

1. Storchschnabel. 2. Lampe. 3. Winde. 4. Schatten. 5. Blume.

Köchin und Kaze.

Von

Friedrich Oldenberg.

Mit Illustrationen von Theodor Sünzer.



Die Köchin kaufte Eier ein.
Die Kaze sprach: Ich will Köchin sein!
Springt lustig auf den Heerd hinauf,
Setzt sich die weiße Haube auf,
Bind't auch die Küchenschürze um
Und rührt den Löffel im Topf herum.

Da hat der Topf gesprochen:
Kätzlein, du willst kochen?
Und der alte Kessel sagt:
Kätzlein, du wirst ausgelacht!

Aber das Kätzlein drohte
Ernsthaft mit seiner Pfote,
Und sprach: Seid still!
Ich thu', was ich will!

Und um den Brei zu schmecken,
Fängt sie an zu ledern.
Aber das Feuer ist nicht faul,
Verbrennt ihr ganzes Katzenmaul,
Die Ohren und das Näschen zart
Und auch den süßen Katzenbart.
Den Topf reißt sie vom Heerde,
Der Brei liegt auf der Erde.



Da kommt die Köchin, — ei
fehlt sie doch!
Und wenn sie nicht todt sind,
leben sie noch.